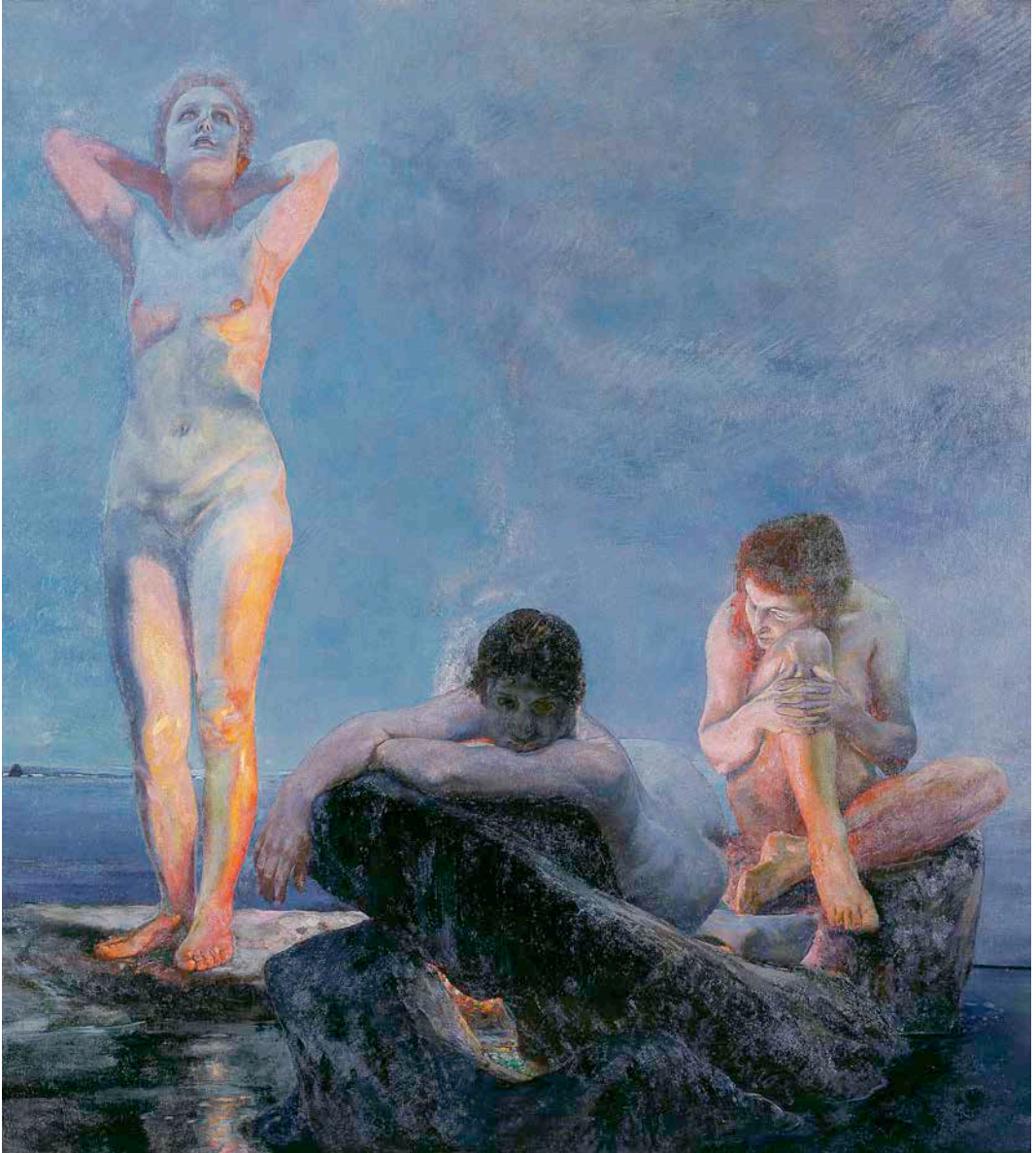


KULTUR REPORT

Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat Heft 1•2020



**Geschichtsmesse in Suhl
Max Klinger in Leipzig
Karl Hagemeister in Potsdam
Schloss Schwarzburg**

UM BRUCH OST

Lebenswelten
im Wandel

Eine Ausstellung zur Geschichte
der deutschen Einheit



Konzeption und Text: Stefan Wolle

Herausgegeben von der
Bundesstiftung zur Aufarbeitung
der SED-Diktatur und dem
Beauftragten der Bundesregierung
für die neuen Bundesländer

Inhalt

Schwerpunkthema:

„Neue Heimat, alte Grenzen? Gesellschaft und Transformation in Deutschland seit 1990“

- 2 *Juliane Hoheisel, Lydia Thieme*: Tagungsbericht von der 13. Geschichtsmesse in Suhl

Lebendige Historie

- 14 *Franz Nagel*: Schloss Schwarzburg – Ein vielschichtiges Denkmal und seine Wiederherstellung
- 20 *Hans-Jochen Marquardt*: Ein kleines Museum für eine große Tradition. Das Reclam-Museum in Leipzig
- 22 *Ulrike Krenzlin*: „Faszination Stadt“. Die Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht – ein Resumee

Ausblick auf (in die Zukunft vertagte) Ausstellungen

- 25 *Kuratorenteam des Museums der bildenden Künste Leipzig*: „KLINGER 2020“ – Max Klinger zum 100. Todestag
- 32 *Jutta Götzmann*: Karl Hagemeyer im Potsdam Museum – Closed but open. Die Sonderausstellung „... das Licht, das ewig wechselt. Landschaftsmalerei des deutschen Impressionismus“ in Zeiten eingeschränkter Sichtbarkeit
- 38 *Stephanie Jacobs, Stefan Paul-Jacobs*: „...die Wiege des Schrift- und Druckwesens der Menschheit“ – Das Chinesische Gelehrtenhaus im Deutschen Buch- und Schriftmuseum
- 42 *Susanne Feldmann*: „Geschichten, die fehlen“ – eine Ausstellung im Stadtmuseum Halle
- 44 *Manfred Linck*: „Schönheiten des Meeres“ – Zeichnungen von Ernst Haeckel und Fotografien von Werner Fiedler
- 48 Spendenaufruf / Impressum



Karl Hagemeyer, „Birken im Schilf“, um 1906, Pastell auf Leinwand, 90 x 60 cm, Privatbesitz, © Privatbesitz, Foto: Karl Hagemeyer Archiv & Werkverzeichnis, siehe Beitrag auf S. 32.

Titel:

Max Klinger, „Die Blaue Stunde“, 1890, Öl auf Leinwand, MdbK Leipzig, siehe Beitrag auf S. 25.

Neue Heimat, alte Grenzen?

Gesellschaft und Transformation in Deutschland seit 1990

Tagungsbericht von der 13. Geschichtsmesse in Suhl

Vom 23. bis 25. Januar 2020 lud die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur unter dem Titel „Neue Heimat, alte Grenzen? Gesellschaft und Transformation in Deutschland seit 1990“ zur 13. Geschichtsmesse nach Suhl ein. Anlässlich des 30. Jahrestages der deutschen Einheit stand die Betrachtung des gesellschaftlichen Wandels seit 1990 im Vordergrund. Wo stehen wir, im 30. Jahr der deutschen Einheit? Welche Folgen hatte die Transformation in Ostdeutschland? Wie weit ist die deutsche Vereinigung fortgeschritten, wo stößt sie an alte und neue Grenzen? Sind die Grenzen und Mauern in unseren Köpfen tatsächlich verschwunden oder haben sie sich neu gebildet? Auf der Tagung wurden unterschiedliche Wahrnehmungen und Erfahrungswelten beleuchtet. Zugleich wurde über einen gesamtdeutschen Verständigungsprozess nachgedacht und nach den aktuellen Herausforderungen für Politik, Gesellschaft und Bildungswesen gefragt. Dabei bezogen sich die Diskutanten auch immer wieder auf die Gegenwart und die zunehmende politische Polarisierung. Die Audiomitschnitte der Vorträge und Podiumsdiskussionen stehen in der Mediathek der Bundesstiftung Aufarbeitung zur Verfügung.

Begrüßung

Dr. Anna Kaminsky, Geschäftsführerin der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, begrüßte die Teilnehmer der Geschichtsmesse, indem sie an die hoffnungsvollen Blicke in die Zukunft Anfang der 1990er Jahre durch den Aufschwung der liberalen Demokratien erinnerte. Rund 30 Jahre nach der Wiedervereinigung sei die Wahrnehmung der Menschen hingegen äußerst gespalten. Die deutsche Einheit werde dabei zur Defiziterzählung auf der einen und zur Verlustgeschichte auf der anderen Seite. Einerseits herrsche ein starker Mangel an Verständnis für die Anpassungsleistung der Ostdeutschen in den 1990er Jahren, andererseits werde im Osten die Transformationszeit oft als starke Kolonialisierungserfahrung durch den Westen wahrgenommen. Auf beiden Seiten werde jeweils das zu wenig gesehen, was von Ost und West geleistet wurde. Geschichte dürfe aber „nicht als eine Stunde Null – als ein davor und danach verstanden

werden“, mahnte Kaminsky, sondern vielmehr gehe es um eine epochenübergreifende Betrachtung der 1980er und 1990er Jahre. Als Kaleidoskop und Seismograf der Entwicklung der Gesellschaft biete die Geschichtsmesse den Ort, um Debatten anzuregen und den gesamtdeutschen Verständigungsprozess in den Blick zu nehmen.

Der Oberbürgermeister der Stadt Suhl, André Knapp, griff in seinem Grußwort diesen Gedanken auf. „Geschichte ist vor Ort immer konkret“, sagte er mit Verweis auf die rund 8 000 Industriearbeitsplätze, die im Zuge der Transformation in Suhl verloren gingen. Einfachen politischen Erklärungen trat er in seinem Grußwort entgegen und unterstrich, dass es zu kurz greife, allein die Treuhand für den Wandel verantwortlich zu machen. „Transformation hat uns schon immer begleitet“. Es sei müßig, auf die Entstehung einer großen Industriestruktur mit Kombi- naten zu hoffen. Benötigt werde mehr Vertrauen in die Kompetenz der Politik vor Ort und eine Stärkung der Mittelstädte.



Die Geschäftsführerin der Bundesstiftung Aufarbeitung Dr. Anna Kaminsky begrüßt die Gäste der Geschichtsmesse, Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung/Choe.

Gegen einfache Erklärungsmuster und die Spaltung der Gesellschaft müsse angegangen werden, betonte auch der Bundestagsabgeordnete Gerald Ullrich in seinem Grußwort, andernfalls liefen wir Gefahr, „die Geschichte der DDR zu einer kurzen geschichtlichen Phase zu verklären“. Anschließend führte Dr. Sabine Kuder von der Bundesstiftung Aufarbeitung durch das Tagungsprogramm. Leitend für die kommenden Podien und Vorträge sah sie die Frage, wem heute welches Wissen über die Gegenwart und Vergangenheit zur Verfügung stehe und wie es dazu dienen kann, Verständigung jenseits von Opfermythen zu ermöglichen.

Einführungsvortrag und Gespräch: Revolution und Transformation

Prof. Dr. Ralph Jessen, Historiker an der Universität zu Köln und zugleich stellvertretender Vorstandsvorsitzender der Bundesstiftung Aufarbeitung, eröffnete die 13. Geschichtsmesse mit einem Vortrag, der vielschichtige Reflexionen zum komplexen Themenfeld Revolution und Transformation in Deutschland aufzeigte. Er setzte die damaligen Ereignisse mit den Erfahrungen der Bevölkerung in Verbindung und bezog konkurrierende Deutungen mit ein.

Zunächst stellte Jessen die Revolution in der DDR und die Vereinigung mit der Bundesrepublik als einen deutschen Sonderweg dar. Anders als in anderen Ostblockstaaten habe es in Deutschland eine Gleichzeitigkeit von Revolution, Transformation und staatlicher Vereinigung gegeben. Durch die Adaption des bundesdeutschen Modells sei allerdings eine starke Machtasymmetrie entstanden. Die Hoffnungen der meisten DDR-Bürger richteten sich auf ein klares Ziel: die Bundesrepublik. Dass sich auch die Bundesrepublik im Umbruch befand, sei nur selten reflektiert worden.

Um die Erfahrungen und Erwartungen der DDR-Bürgerinnen und -Bürger besser einordnen zu können, übertrug Jessen die von Rainer Koselleck geprägten Begriffe „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ auf die Konstellation von 1989/90. Der „Erfahrungsraum“ sei vor allem durch zwei Gemeinsamkeiten in den Erinnerungen von Ostdeutschen geprägt: Durch das Leben in der Diktatur und dadurch, dass es sich um spezifisch ostdeutsche Erfahrungen handele. Vor 1989/90 seien die Unterschiede zwischen DDR-Bürgern oft stärker spürbar gewesen. Später einte sie die ostdeutsche Erfahrungswelt. Jessen fasste dieses Gefühl unter dem Begriff der „Differenzfahrung“ zusammen, das Ostdeutsche einte, als Westdeutsche hinzukamen. Die DDR-Bürger hätten zu dieser Zeit gehofft, Zugang zu fundamentalen staatsbürgerlichen Rechten zu erhalten und der wirtschaftlichen Misere zu entkommen. Außerdem hätten sie – und das sei lange zu wenig reflektiert worden – Anerkennung erwartet. Jessen bezog die Erwartung auf Anerkennung auf zwei Dimensionen: die Anerkennung als Deutsche und die Anerkennung des gelebten Lebens, der anderen Lebensbedingungen und der erbrachten Leistungen in der DDR. Die Spannung zwischen diesen beiden Formen der Anerkennung – „zwischen der Anerkennung von Einheit als Deutsche und der Nichtanerkennung von Differenz als DDR-Bürger“ führte – so die Hauptthese Jessens – zu den bald ausgemachten „Mauern in den Köpfen“, die das Trennende zwischen Ost und West beschworen. Weiterführend beschrieb Jessen die Zeit der Transformation als großen Transfer und äußerte Zweifel am Begriff der „Vereinigungsgesellschaft“, da dieser Asymmetrien übergehe. Passender sei es, von der „ostdeutschen Transfergesellschaft“ der 1990er Jahre zu sprechen. Dieser Transfer ließe sich in ganz verschiedenen Gebieten ausmachen: Bei Institutionen (z. B. im Rechtssystem, bei sozialstaatlichen Institutionen, bei Vereinen und Parteien), beim Geld (Solidarpakte, Transferzahlungen) und beim Personal (radikaler Elitenaustausch, West nach Ost).

Jessen betonte, dass die Transformationszeit in den Erfahrungen zahlreicher Menschen eine „Revolution nach der Revolution“ gewesen sei, in der die Härten der Umbrüche spürbar gewesen seien. Die Transformationszeit in den 1990er Jahren beschreibt Jessen daher auch als „große Verunsicherung“.

Gegen Ende seines Vortrags widmete sich Jessen dem Gebiet der Erinnerung und Geschichtspolitik. Für den deutschen Fall habe nur eine begrenzte Mythenbildung stattgefunden. Sich auf Martin Sabrow berufend, führt Jessen die Begriffe der Wendeerinnerung, der Anchlussenerinnerung und der Revolutionserinnerung an. Diese ergänzte er um einen vierten Erinnerungsstrang: die „populistische Volkserinnerung“. Jessen stellte die These zur Diskussion, dass sich im Transformationsprozess zwei typische Handlungsalternativen von Menschen, die mit ihrem Staat unzufrieden seien, aufzeigen ließen: Der Transformationsprozess habe einerseits „Exit“-Prozesse (einen Ort verlassen) und andererseits „Voice“-Prozesse (Protest) ausgelöst. „Exit“ be-

zog Jessen auf die große Auswanderungswelle nach dem Mauerfall. „Voice“ lässt sich laut Jessen mit der Entstehung einer „populistischen Volkserinnerung“ und einer verstärkt auftretenden Semantik des Begriffs „Volk“ verbinden. Diese habe es auch schon vor Pegida und AfD gegeben. Jessen führt drei Faktoren für ihre Entstehung an: Erstens müsse zur Kenntnis genommen werden, dass die Herbstbewegung von 1989 heterogen war und nicht nur Freiheit forderte, sondern in Teilen auch mit Ausgrenzung und autoritärem Denken verbunden gewesen sei. Zweitens habe die „Vereinigungskrise“ die Skepsis gegenüber staatlichen Institutionen erhöht. Drittens begünstigte laut Jessen die massenmediale Berichterstattung in der nach-revolutionären Phase die Entstehung einer „populistischen Volkserinnerung“. Denn hier sei das Stereotyp des „Ossi“ entstanden.

Jessen beendete seinen Vortrag mit einem Bezug zur Gegenwart und fragte, ob die besonders in den neuen Ländern auftauchende Schwierigkeit, Einwanderer (und deren Anderssein) anzuerkennen, auch damit zusammenhängen könnte, dass das eigene Anderssein als DDR-Bürger – die Differenzenerfahrung – kaum anerkannt worden sei.

Im Anschluss an den Vortrag fand ein kurzes Gespräch zwischen Prof. Dr. Ralph Jessen und Dr. Ulrich Mähler (Bundesstiftung Aufarbeitung) statt. Es wurde unter anderem darüber gesprochen, inwieweit Bewertungen wie „der Osten ist ein Problem“ mit verselbständigten Stereotypisierungen zu tun hätten und welche Rolle Medien in diesem Prozess spielten. Jessen unterstrich noch einmal, dass die 1990er Jahre von Spannungen zwischen Frustration und Hoffnung geprägt gewesen seien.



Gelungene Transformation? 30 Jahre deutsche Einheit. Podiumsgespräch mit Prof. Dr. Ralph Jessen und Prof. Ines Geipel, Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung/Choe.

Podiumsgespräch: Gelungene Transformation? 30 Jahre deutsche Einheit

Auf dem ersten Podium diskutierten die Schriftstellerin Prof. Ines Geipel, der Historiker Prof. Dr. Ralph Jessen, der Präsident der Bundeszentrale für politische Bildung Thomas Krüger und der Vorsitzende der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit, Prof. Dr. Karl-Heinz Paqué, mit den Moderatoren Helge Eikermann und Marcus Kiesel („die politiksprecher“) zum Thema „Gelungene Transformation? 30 Jahre deutsche Einheit“.

Die Diskussion wurde mit einer Frage zur gesellschaftlichen Spaltung 30 Jahre nach der Wiedervereinigung eröffnet. Dieses Thema wurde im Laufe des Gesprächs von mehreren Podiumsteilnehmern aufgenommen. So sprach Ines Geipel von einem „neuaufgelegten Spaltungssyndrom“. Wir befänden uns heute in einer „neuen Fremdheit“. Die Spaltung gäbe es aber nicht nur in Richtung Ost/West, auch im Osten selbst sei sie sichtbar. Geipel sah hierin aber auch eine Chance: Durch das Streiten über die gemeinsame Geschichte könne man vielleicht zu einer Neuerzählung finden.

Thomas Krüger betonte mit Bezug auf die politische Bildung, dass unterschiedliche Perspektiven zur Sprache kommen müssten und das Kontroversitätsprinzip essentiell sei. „Einen vorbildlichen liberalen Demokraten kann man nicht backen, sondern der muss wachsen“, so Krüger. Um die ostdeutsche Perspektive zu stärken, eröffne die Bundeszentrale für politische Bildung einen neuen Standort im Osten Deutschlands. Auch Ralph Jessen nahm Bezug auf die pluralistische Gesellschaft und unterstrich, dass unterschiedliche Positionen in der Gesellschaft etwas Positives seien. Er stellte die Gegenüberstellung von Spaltung und Einheit in Frage und warnte vor einer „Einheitssehnsucht“. Differenzen müssten ausgehalten und anerkannt werden. Jessen betonte: „Wir brauchen keinen Einheitsbrei. Sondern wir brauchen profilierte Meinungen, die auch gegeneinander in Stellung gebracht werden“. Ein Minimalkonsens sei dennoch wichtig und dürfe nicht schwinden. Nach Jessen liegt solch ein einender Konsens darin, dass ein Großteil der Gesellschaft die politische Ordnung des Grundgesetzes für erstrebenswert hielte.

Karl-Heinz Paqué war der Meinung, dass Deutschland eine Spaltung erlebe, betonte aber, dass dies ein globales Phänomen sei. Er führte an, dass die Wirtschaft in Ostdeutschland zwar immer noch ein wenig den Charakter einer „verlängerter Werkbank“ habe, dies aber ein normales Phänomen sei. Er konstatierte, dass nicht die Ergebnisse der Einheit enttäuschend seien, sondern die Erwartungen viel zu hoch gewesen wären. Das Gefühl des „Hinterherhinkens“ habe psychologische Auswirkungen und entstehe vor allem im Vergleich mit dem Westen. Paqué regte an, die ostdeutsche Wirtschaft auch einmal mit anderen Gebieten, wie z. B. Böhmen, zu vergleichen und zu akzeptieren, dass die Angleichung Zeit bräuchte.

Geipel führte an, dass ihr bei all der Beschäftigung mit der Transformation die Thematisierung der Doppeldiktatur fehle. Die Gewaltgeschichte, die viele Menschen geprägt habe, würde zu wenig zur Sprache gebracht. Auch Krüger forderte, sich einem breiteren Zeitraum zu widmen und sprach von einer „doppelten Transformation“: Die Transformationsprozesse nach 1989 könnten nicht verstanden werden, wenn man die Transformationsprozesse Ende der 1940er Jahre nicht kennen würde, so Krüger.

Im Verlauf des Podiumsgesprächs wurde über das Themenfeld der Radikalisierung diskutiert. Geipel konstatierte, dass es im Osten ein stärkeres Radikalisierungspotential gebe. Paqué erwiderte, dass die AfD auch in Westdeutschland aufgekommen sei und diese von vielen Globalisierungsskeptikern gewählt würde. Krüger führte an, dass die Wählerschaft im Osten insgesamt durch eine größere Volatilität gekennzeichnet sei. Transformationsgesellschaften seien laut Krüger entzündbarer. Es dürfe aber nicht verschwiegen werden, dass die Führungspositionen der AfD durch Westler besetzt seien.

Jessen äußerte sich zu Veränderungen in den Foren der politischen Kommunikation, insbesondere der medial vermittelten Kommunikation. Es existiere heute kein Monopol der Medien mehr, die politische Diskussion habe sich in den digitalen Raum verlagert und so zu einer Vervielfältigung der Kanäle geführt.

Auf die Frage hin, ob es heute zu wenig politische Bildung in der Schule gäbe, führte Geipel an, dass eine kritische DDR-Aufarbeitung noch zu wenig Thema in Schulen sei. Krüger gab zu bedenken, dass seit ein paar Jahren ein langsames Umdenken stattfände und politische Bildung sowie Geschichte wieder stärker in den Stundenplänen verankert würden. Allerdings seien diesbezüglich große Schwankungen in den Bundesländern zu verzeichnen. Sichtbar sei das Umdenken auch in der außerschulischen Bildung, in die viel mehr Ressourcen

cen gesteckt würden. Paqué erkannte eine ähnliche Tendenz in den politischen Stiftungen, die deutliche Zuwächse verzeichnen würden. Nun müsse man sich darauf konzentrieren, Kommunikationsinstrumente zu schaffen, um aus der eigenen Blase herauszutreten und nicht immer nur die gleichen Menschen zu erreichen.

In einer Bemerkung aus dem Publikum wurde dieser Punkt aufgegriffen und gefragt, wie man aus dieser Blase austreten könne. Paqué betonte, dass es kein Patentrezept gäbe, brachte aber Social Media ins Spiel. Krüger unterstrich, dass junge Menschen nicht mehr zwischen online und offline unterscheiden und plädierte für die Zusammenarbeit mit Influencern als Multiplikatoren. Jessen konstatierte, dass es fatale Folgen habe, wenn Schulfächer gekürzt würden, in denen junge Menschen das selbstständige Denken erlernten.

Podiumsgespräch: Stadt und Land. Strukturwandel in Ostdeutschland seit 1990 am Beispiel von Suhl

Wie sich der Wandel konkret vor Ort in der Region niedergeschlagen hat, thematisierte das Podiumsgespräch zur Transformationsgeschichte von Suhl. Die ehemalige Bezirkshauptstadt der DDR erfuhr eine besonders dramatische Entwicklung seit 1990. Gezeichnet von starkem demografischem Wandel, Arbeitsplatzschwund und Städterückbau, steht Suhl exemplarisch für viele Klein- und Mittelstädte der Region. Einen Einblick in diese Zeit gab das Podiumsgespräch mit Dr. Ulrike Schulz, Historikerin und Expertin zur Geschichte der Simsonwerke, Brigitta Wurschi, Bürgerrechtlerin der ersten Stunde und Mitglied im Stadtrat von Suhl, Dr. Anke Geier, Mitarbeiterin des Landesbeauftragten des Freistaates Thüringen zur Aufarbeitung der SED-Diktatur sowie Prof. Dr. Frank Eckardt, Stadtsoziologe der Bauhaus-Universität Weimar. Moderiert wurde das Podium von der Politikwissenschaftlerin Romy Köhler.

Grundlegend für ein Verständnis der Auswirkungen der Transformation, so waren sich alle Teilnehmer einig, sei es, die Identifikation von Suhl als Arbeiterstadt zu begreifen. Das Jagd- und Waffengewerbe und die Überformung der Stadt als sozialistische, „ostmoderne“ Stadt sowie die Verbindung von Lebens-, Arbeits- und Wohnraum seien kennzeichnend hierfür und bedingten eine starke lokale Identität.

Die Zeit seit 1989 beschrieb Brigitta Wurschi als „Umbruch, Aufbruch, Chaos“. Es sei vor allem darum gegangen, mit den Altlasten der Stadt aus dem Bezirksstadt-Status umzugehen und den Restitutionsansprüchen gerecht zu werden. Ergebnis sei eine weitreichende Umorganisation des Stadtbildes gewesen. Der Fokus habe vor allem darauf gelegen, Wohnraum sinnvoll umzunutzen, beispielsweise in der Umwidmung von Kindergärten zu Senioreneinrichtungen. Bis heute sei das Neubaugebiet Suhl Nord mit 6 000 Wohneinheiten fast komplett zurückgebaut worden, während das Gewerbegebiet Friedberg in Richtung Ansiedlung von Klein- und Kleinstgewerbe entwickelt werden konnte. Wurschi unterstrich aber auch, dass die Bewahrung „ostmoderner“ Architektur ebenfalls wichtig sei, da diese einen Teil der Suhler Identität ausmache.

Die Historikerin Ulrike Schulz betonte, dass vor allem in der wirtschaftlichen Transformation der frühen 1990er Jahre auch einige Chancen vertan wurden. In der Arbeiterstadt mit starkem wirtschaftlichem Fokus auf die Konsumgüterindustrie taten sich mit der Wiedervereinigung und den einbrechenden Absatzmärkten große Herausforderungen auf. Jeder der Suhler Betriebe habe ganz unterschiedliche Voraussetzungen gehabt, in die Transformationsprozesse zu gehen. Mit der Währungsunion schossen die Lohnkosten in die Höhe, Abnahmemärkte seien weggefallen und Restitutionsansprüche auf die Grundstücke bildeten ein großes Hindernis, führte auch Schulz an. Exemplarisch für diese Ereignisse sei der Umgang mit der FAJAS (Simson Fahrzeug- und Jagdwaffenwerk). Während der Erhalt der Jagdwaffenproduktion durch die Mitbieter der Simson Erbgemeinschaft und die Erschließung neuer Absatzmärkte für das Produkt durchaus möglich gewesen sei, seien die Chancen für die viel gewichtigeren Fahrzeugwerke im Zuge der Transformation gering gewesen. Enormer Zeitdruck beim Bieterverfahren der Treuhand für beide Sparten führten laut Schulz in letzter Konsequenz zu einem Zuschlag, der sich als nicht optimal für die Region herausstellte. Damit wurde eine Gelegenheit verpasst, ein identitätsbildendes Produkt der Stadt, das Waffengewerbe, zu internationalisieren.

Der Stadtsoziologe und Leiter des Projektes Sozialraumwerkstatt Suhl, Prof. Frank Eckhardt, führte 2013 Untersuchungen in der Nordstadt durch, die zum Ziel hatten, mit den Bewohnern gemeinsam eine Zukunftsvision zu entwickeln. Inhaltlich ging es darum, mit den Bewohnern ihre Identifikation und Wahrnehmung der

Stadt zu diskutieren. Das Ergebnis der Gespräche, erläuterte Eckhardt, sei stark geprägt gewesen durch eine Dichotomie zwischen Jung und Alt / Produkt und Service. Während die Elterngeneration stark an der Identität der Stadt als Arbeiterstadt mit einem spezifischen Produkt festhielt, würden junge Leute erkennen, dass die Fokussierung auf diese alten Produkte keine Zukunft mehr habe. Um eigene Visionen entwickeln zu können, so Eckhardt, benötigten sie einen Gesprächspartner und Anreize von außerhalb. Einen möglichen und gangbaren Weg sah Eckhardt in einer Öffnung der Stadt für externe und regional übergreifende Angebote und der Schaffung von Kommunikationsräumen.

Anke Geier bestätigte die Einschätzung von Eckhardt. Es sei nicht verwunderlich, dass der künstliche Industrialisierungsprozess der Stadt Suhl in den 1970er Jahren mit der deutschen Einheit langsam weggebrochen sei. Dies sei ein normaler Prozess von Transformation. Sie plädierte für einen stärkeren Fokus auf Tourismus und einen überregional auch kulturell vernetzten Umgang mit den Akteuren der Region, wie es beispielsweise im Bildungs- und Forschungskontext schon der Fall sei.

Die Angebote der Bundesstiftung Aufarbeitung 2020/21

Der stellvertretende Geschäftsführer und Leiter des Arbeitsbereichs Politische Bildung der Bundesstiftung Aufarbeitung, Dr. Robert Grünbaum, stellte eine Auswahl der Angebote der Bundesstiftung für die Jahre 2020 bis 2021 vor. Hauptaugenmerk wird in dieser Zeit auf der deutschen Einheit und den folgenden Transformationsprozessen liegen. Grünbaum forderte eine breite gesellschaftliche Diskussion über diese Themen. Die Bundesstiftung Aufarbeitung wolle zu einer kritischen Reflexion und weiteren Historisierung des Einigungsprozesses beitragen. Historischen Legendenbildungen solle entgegengewirkt werden, so Grünbaum. Um diese Ziele zu erreichen, habe die Bundesstiftung Aufarbeitung unterschiedliche Angebote und Instrumente entwickelt.



Dr. Robert Grünbaum stellt Projekte der Bundesstiftung Aufarbeitung vor, Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung/Choe.

Es sollen verstärkt Projekte gefördert werden, die sich mit dem Einigungs- und Transformationsprozess befassen. Vom Deutschen Bundestag wurden zudem Mittel für ein Sonderförderprogramm bereitgestellt, mit dem Veranstaltungen zu „30 Jahre deutsche Einheit“ unterstützt werden können. Auch in den kommenden Jahren wird die Bundesstiftung Aufarbeitung zahlreiche Veranstaltungen durchführen, beispielsweise die Veranstaltungsreihe „Zukunftswerkstatt Einheit“, die in Kooperation mit der Deutschen Gesellschaft und dem Berliner Aufarbeitungsbeauftragten realisiert wird. Von den jungen Mitarbeitern der Bundesstiftung Aufarbeitung wird zudem eine partizipative Veranstaltung zur „Generation Einheit“ organisiert. Auf der Themenseite #RevolutionTransformation (<https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/stiftung/revolution-transformation>) sind alle Angebote zum Themenschwerpunkt aufgeführt.

Auch die schulische Bildungsarbeit legt einen Schwerpunkt auf die Themengebiete Einheit und Transformation. Im September wird die bundesweite Lehrerkonferenz „Eine Generation wiedervereinigt!? Deutsch-Deutsche Geschichte unterrichten“ in Hamburg stattfinden. Im Zeitzeugenportal der Bundesstiftung Aufarbeitung (www.zeitzeugenbuero.de) können Zeitzeugen zu verschiedenen Themengebieten recherchiert und kontaktiert werden. Der in Kooperation mit dem Ostbeauftragten durchgeführte Jugendwettbewerb „Umbruchszeiten. Deutschland im Wandel seit der Einheit“ (www.umbruchszeiten.de) möchte das Interesse von Jugendlichen an der Transformationszeit wecken und den Dialog zwischen den Generationen anregen.

Grünbaum erwähnte zudem zahlreiche Web-Projekte der Bundesstiftung Aufarbeitung. Neu erstehen wird in den nächsten zwei Jahren die Internet-Dokumentation „Erinnerung und Aufarbeitung“. Diese soll die Debatten um die Aufarbeitung der SED-Diktatur am Runden Tisch, in der Volkskammer und im Bundestag zwischen 1990 und 1992 abbilden.

Neben diesen Angeboten ist die Bundesstiftung Aufarbeitung auch für ihre Plakatausstellungen bekannt, die gegen geringe Schutzgebühren erworben werden können. In den Themenschwerpunkt fügen sich zwei Ausstellungen ein: „Von der Friedlichen Revolution zur deutschen Einheit“, die bereits erworben werden kann, und „Umbruch Ost. Lebenswelten im Wandel“, die ab März 2020 zur Verfügung steht. Letztere Ausstellung wurde vom Projektmanager Dr. Georg Gremseke vorgestellt. Zur Ausstellung können Ergänzungstafeln erstellt werden, die die Perspektive von Regionen sichtbar machen sollen. Die hundert schönsten Plakate werden in Halle ebenfalls ausgestellt. Informationen zur Ausstellung: www.umbruch-ost.de/.



Podiumsgespräch „Migrantische Perspektiven auf die deutsche Einheit“ mit (v. l.) Walter Gauks, Bundesvorsitzender der Jugendorganisation der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, Journalistin und Autorin Ebru Taşdemir, Levi Salomon, Sprecher Jüdisches Forum für Demokratie und gegen Antisemitismus, und Moderatorin Tamina Kutscher (dekoder.org), Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung/Choe.

Podiumsgespräch: Migrantische Perspektiven auf die deutsche Einheit

Das Podiumsgespräch widmete sich einem oftmals vernachlässigten Blickwinkel auf die deutsche Einheit: den migrantischen Perspektiven. Wer wurde wiedervereignet und wer wurde dabei eventuell auch ausgeschlossen? Diese und ähnliche Fragen besprachen Walter Gauks, Bundesvorsitzender der Jugendorganisation der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland, Levi Salomon, Sprecher des Jüdischen Forums für Demokratie und gegen Antisemitismus, und Ebru Taşdemir, Journalistin und Autorin. Moderiert wurde das Gespräch von Tamina Kutscher, Chefredakteurin bei dekode.org.

Kutscher eröffnete das Gespräch mit der Frage, welche Erinnerungen die Podiumsteilnehmer an den 9.11.1989 bzw. an das „Wendejahr“ hätten. Die aus Bayern stammende Moderatorin bezeichnete ihre eigene Erinnerung an den 9. November als eine „biodeutsche“ Erinnerung. Taşdemir stellte zunächst klar, dass sie eigentlich keine richtige migrantische Perspektive einnehme. Ihre Eltern seien als Gastarbeiter aus der Türkei nach West-Berlin gekommen. Taşdemir selbst wurde in Berlin geboren. Die Mauer sei für sie unter anderem präsent gewesen, weil sich die DDR auf der Transitstrecke in die Türkei befand. Der Mauerfall hätte bei ihren Eltern zunächst Freudenstimmung ausgelöst. Doch diese wurde rasch von Arbeitslosigkeit im Umfeld und rassistischen Ausbrüchen überschattet. Vor dem Mauerfall „haben meine Eltern Rassismus nicht so sehr betitelt. [...] Plötzlich war es Thema“, so Taşdemir. Sie beschrieb weiter: „Mölln und Solingen war ein absoluter Bruch mit dem, ich will nicht sagen Heimatgefühl, aber mit dem Heimlichkeitsgefühl, das man hatte“. Ihre Eltern seien 1996 zurück in die Türkei gezogen, das Gefühl, nicht willkommen zu sein, sei zu stark gewesen. Taşdemir betonte, dass sie gern anders denken möchte, bei ihr aber auch eine Angst da sei. Ihre Kinder würden sich beschützt fühlen. Sie habe Angst, dass dieses Sicherheitsgefühl breche.



*Diskussion im Saal mit Markus Meckel,
Ratsvorsitzender der Bundesstiftung Aufarbeitung,
Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung/Choe.*

Walter Gauks erlebte das Jahr 1989 als Russlanddeutscher in Kasachstan. Er erklärte auf dem Podium, dass 1989 auch für die Russlanddeutschen ein Beginn des Umbruchs gewesen sei. Die Russlanddeutschen hätten sich schon immer als Deutsche gefühlt, über ihr Schicksal wurde in der Sowjetunion aber nur wenig gesprochen. „Wir wollten alle nach Deutschland nach 1989 [...] in die Heimat zurückkehren“, so Gauks. 1996 konnte er schließlich nach Deutschland einreisen. Gauks berichtete, dass sie sich Deutschland „als Schlaraffenland“ ausgemalt hätten. In der Daueraufnahmeeinrichtung in Bernburg (Sachsen-Anhalt) erlebte er aber auch rassistische Anfeindungen. „Ich war 15 Jahre. Ich musste sofort erwachsen werden“, erläuterte Gauks. In der Schule seien sie herzlich aufgenommen worden. Die gemeinsame Ostgeschichte habe sie zusammengebracht. Gauks zog mit seiner Familie nach Niedersachsen. Zusammenfassend betonte er, dass er sich hätte durchbeißen müssen.

Levi Salomon wurde in Baku geboren und kam 1991 aus Moskau nach Deutschland. Er unterstrich, dass sie damals – anders als die DDR-Bürger – schon drei Jahre Perestroika erlebt hätten und sich somit langsam an die Öffnung gewöhnen konnten. Von Moskau aus hätten sie die Geschehnisse in Deutschland beobachtet und sich gefreut. Besonders darüber, dass die letzte, demokratisch gewählte Regierung der DDR bzw. später das wiedervereinigte Deutschland sowjetische Jüdinnen und Juden aufnahm und eine einfache Einreise ermöglichte. Salomon betonte, dass Juden seit 1 700 Jahren in Deutschland lebten, aber oftmals als

Fremde gekennzeichnet würden. Auf Kutschers Frage hin, ob Deutschland für ihn auch Heimat sei, erwiderte Salomon: „Ich bin ein Weltbürger. Die ganze Welt ist meine Heimat. Ich bin ein Europäer. Europa ist meine Heimat“. Salomon rief dazu auf, sich mit der starken Rechten zu beschäftigen. Von Demokratie zu Diktatur sei es nur ein schmaler Grat. Die ganze Zivilgesellschaft sei zum Handeln aufgerufen, betonte Salomon.

Markus Meckel, Vorsitzender des Stiftungsrats der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, äußerte den Hinweis, dass der Name der Bundesstiftung problematisch sei, da er sich nur auf die Kommunismus-Erfahrungen von DDR-Bürgern beziehe. In Deutschland lebten aber zahlreiche Menschen mit Kommunismus-Erfahrungen, die diese in der Sowjetunion gemacht hätten. Auch diese Dimension sollte in die Arbeit der Bundesstiftung Aufarbeitung integriert werden. Weiterführend ergänzte Meckel Salomons Aussage und berichtete von seinen Erinnerungen, wie die DDR-Regierung (Meckel war nach den ersten freien Wahlen 1990 Außenminister der DDR) die Einladung an sowjetische Juden ausgesprochen hatte.

Walter Gauks wurde aus dem Publikum gefragt, ob die Russlanddeutschen eine „stille Reserve für Rechtsradikale“ in Deutschland seien. Er bestätigte dies nicht und wies darauf hin, dass es keine verlässlichen Studien gäbe, die zeigen würden, dass Russlanddeutsche in großer Anzahl die AfD wählen würden. Das Thema beschäftige sie aber schon länger. Russlanddeutsche hätten ihr Deutschein lange Zeit vor allem als kulturelle Identität verstanden. Mit dem nationalen Deutschein seien sie erst in Deutschland konfrontiert worden. Gauks betonte, dass es wichtig sei, mit Russlanddeutschen über ihre Geschichte und Diktaturerfahrung zu reden. Viele Russlanddeutsche würden gar nicht wählen gehen. Salomon ergänzte, dass Russlanddeutsche in Deutschland oft ausgegrenzt und ihre Sorgen nicht gehört würden. Leidvolle Erfahrungen seien keine Entschuldigung für rechte Tendenzen. Es sei aber extrem wichtig, mit diesen Menschen ins Gespräch zu kommen, forderte Salomon.

Auf die Frage hin, was die Sicht der unterschiedlichen migrantischen Gruppen aufeinander sei, nannte Salomon Gemeinsamkeiten, zeigte aber auch Unterschiede zwischen Rassismus und Antisemitismus auf. Er schlussfolgerte, dass jede gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit schlimm sei, man aber gegen unterschiedliche Phänomene auch unterschiedlich vorgehen müsse. Taşdemir pflichtete ihm bei und unterstrich ebenfalls, dass eine Differenzierung des Oberbegriffes „Rassismus“ nötig sei. Sie forderte, den Blick in Schulen zu schärfen, um Diskriminierung besser zu erkennen.

Parallele Projektpräsentationen und der „Markt der Möglichkeiten“

Im Anschluss fand die Vorstellung von über 50 Projekten in parallel stattfindenden Präsentationen statt. Diese boten die Möglichkeit, eine Vielzahl von aktuellen Vorhaben kennen zu lernen. Die Panels trugen beispielsweise die Titel „Friedliche Revolution und deutsche Einheit“, „Geschichtsvermittlung an Jugendliche“ und „Geschichte ausstellen“. In ihnen wurden Ausstellungen, Online-Angebote, Veranstaltungsformate, Bildungsprojekte und vieles mehr von ganz unterschiedlichen Institutionen sowie Einzelpersonen vorgestellt. Zudem wurde der Workshop „Wir müssen reden! Müssen wir?“ von den Politiksprechern veranstaltet, in dem über den Umgang mit Extremismus diskutiert werden konnte.

Filmvorführung und Gespräch: „Fritzi – eine Wendewundergeschichte“

Zum Ausklang des Tages wurde der Animationsfilm „Fritzi – eine Wendewundergeschichte“ gezeigt. Dieser schildert die Ereignisse in Leipzig rund um die Friedliche Revolution im Herbst 1989 aus dem Blickwinkel der 12-jährigen Fritzi. Im Anschluss an den Film fand ein Austausch mit Regisseur Ralf Kukula statt. Das Feedback der Zuschauer war durchweg positiv und geprägt von Glückwünschen zu der gelungenen Umsetzung und einer guten Ausgewogenheit zwischen Detailtreue und künstlerischer Freiheit.



Gespräch zwischen Filmemacher Ralf Kukula und Dr. Sabine Kuder (Bundesstiftung Aufarbeitung) zum Film „Fritzi – eine Wendewundergeschichte“,
Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung/Choe.

Vortrag: Entschuldigung, kennen wir uns? Identität(en) in Ost und West

Mit einigen Schlaglichtern auf die Konstruktion von kollektiver Identität führte Prof. Jörg Ganzenmüller von der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Vorstandsvorsitzender der Stiftung Ettersberg in die Schlussdiskussion ein. In seinem Vortrag ging Ganzenmüller der Frage nach, woher die Vorstellung einer kollektiven ostdeutschen Identität komme und wie diese beschaffen sei.

Kollektive Identitäten seien wirkmächtige soziale Konstrukte, die sich aus individuellen Identitäten zusammensetzen und die durch Kommunikationsprozesse und Identitätspolitik erzeugt und befördert würden. Kollektive Identitäten entstünden in der Auseinandersetzung mit Alterität zu einem zumeist vorgestellten „Anderen“. Die Konstruktion der ostdeutschen Identität müsse als zweidimensional beschrieben werden, so Ganzenmüller. So belegten Studien, dass nur ca. 30 % der Menschen in Ostdeutschland sich als persönlich benachteiligt wahrnahmen, wohingegen rund doppelt so viele befragte Personen die Ostdeutschen insgesamt für benachteiligt hielten. „Die Konstruktion des Ostdeutschen findet somit im Modus einer kollektiven Unterprivilegierung statt [...] und steht ganz offenbar in einem engen Zusammenhang mit den Transformationserfahrungen und mit den Begegnungen der Westdeutschen im Zuge der Deutschen Einheit“. Auf der anderen Seite entwickle sie sich aber auch in Abgrenzung zur den DDR-Erfahrungen und einem anderen früheren Wir. Die ostdeutsche Identität, so Ganzenmüller, müsse demnach auch als „die Integration von ganz ambivalenten DDR-Erfahrungen“ verstanden werden.

Im Gegensatz dazu seien in den alten Bundesländern regionale Identitäten stärker ausgebildet als eine klare westdeutsche Identität. Eine Vorstellung von Ostdeutschland als Alterität beziehe sich stärker auf das politische System als auf die Gesellschaft. Die Konstruktion der westdeutschen Identität sei zunächst gekennzeichnet von einer Abgrenzung zum politischen System der DDR. Dem zugrunde liege das Bild von Westdeutschland als freiheitlich-demokratischem System im Gegensatz zum Unrechtsregime der SED. Eine gesellschaftliche Alterität sei mit Öffnung der Mauer 1989/90 zunächst nicht vorhanden gewesen. Mit der deutschen Einheit sei für viele Westdeutsche sprichwörtlich zusammengewachsen, was zusammengehörte. Entsprechend erkläre sich auch die Erwartungshaltung an den Osten, schnell aufzuholen, betonte Ganzenmüller. In den 1990er Jahren habe sich der Blick des Westens auf den Osten dann verschoben. „Eine kollektive Identität der Westdeutschen konstruiert sich seit den 1990er Jahren in wesentlichen Teilen in Abgrenzung zum Nationalsozialismus“. Der Rechtsextremismus werde dabei als ostdeutsches Phänomen wahrgenommen. Ganzenmüller betonte die Gefahr, durch diese Identitätszuschreibung den Ostdeutschen als einen grundsätzlich „Anderen“ zu konstruieren. „Ein Problem entsteht nur, wenn eine ostdeutsche Identität als Gegensatz zu einer freiheitlich demokratischen Identität konstruiert wird, sei es als Selbstbeschreibung oder von außen“. Zusammenfassend unterstrich Ganzenmüller, dass in Deutschland viele regionale Identitäten existierten, eine davon sei die ostdeutsche. Dagegen gebe es aber schon eine ostdeutsche Gesellschaft. Diese wiederum sei geprägt durch die Verschiedenheit von Erfahrungen und Codes gegenüber der westdeutschen Gesellschaft.

Gespräch: Entschuldigung, kennen wir uns? Identität(en) in Ost und West.

Im Anschluss an den Impulsvortrag diskutierten neben Prof. Jörg Ganzenmüller der ehemalige Ostbeauftragte der Bundesregierung Christian Hirte, der Autor von Zeit Online Christian Bangel, Markus Meckel, Vorsitzender des Stiftungsrats der Bundesstiftung Aufarbeitung, und die Soziologin Bianca Ely, Dritte Generation Ost über die unterschiedlichen Identitäten in Ost und West. Moderiert wurde das Podiumsgespräch von Vera Wolfskämpf, Korrespondentin des ARD-Hauptstadtstudios für den MDR.

Eröffnet wurde das Podium mit der Frage, worin die Teilnehmer die Gründe für die verstärkte Auseinandersetzung mit jeweiligen Anderen sähen. Bianca Ely betonte, dass es für eine Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte immer auch etwas Abstand und Selbstvergewisserung brauche. Mit dem Austausch mit den Familien kämen hier auch die Erbschaften aus der Vergangenheit in den Blick. In der Auseinandersetzung sei auch der Wunsch nach einer Aufarbeitung der NS-Zeit und dem Umgang damit im Osten stärker geworden. Markus Meckel sah die Gründe in der öffentlichen Wahrnehmung der Ostdeutschen als demokratiegefährdende Subjekte. Er vertrat die Auffassung, dass die ostdeutsche Gesellschaft doch mit der Friedlichen Revolution

etwas Entscheidendes zur Demokratie beigetragen habe, worauf man eigentlich stolz sein könne. Dies gehe aber in den öffentlichen Erzählungen verloren. Christian Hirte wünschte sich mehr Verständnis vom Westen für die enorme Wandlung, die der Osten durchlaufen habe. Er betonte darüber hinaus, dass im gesamten Osten Deutschlands, aber auch Europas, teils ganz eigene kulturelle und politische Prägungen herrschten. „Man muss verstehen, dass unser ganzes Land ein Neues geworden ist, mit anderen kulturellen Prägungen“.

Auf die Frage, welche Elemente verbindend für die ostdeutsche Identität seien, bemerkte Christian Bangel, dass die Fremdzuschreibung der Westdeutschen nicht der einzige Schwerpunkt der Identitätsdebatten sein sollte. Die Erfahrung der Deprivation auf der einen Seite, aber auch der Gewalt in den 1990er Jahren andererseits, seien stark verbindende Erzählungen. „Wir müssen uns mit uns selbst auch austauschen über die Jahre der Anker- und Uferlosigkeit, die Orientierungs- und Haltlosigkeit bei den Erwachsenen“. Zudem betonte er, „dass wir als Wendekinder [...] viel in den letzten 30 Jahren den Eltern zugehört haben“. Die Erzählung und die Erfahrung der jüngeren Generation sei hier konsequent zu kurz gekommen und fände im Diskurs kaum statt. Und auch Bianca Ely unterstrich, dass ein stärkerer Austausch hierfür essentiell und die Toleranz gegenüber anderen Erfahrungen immens wichtig sei. „Wir müssen es schaffen, uns unsere eigenen Geschichten so zu erzählen, dass wir auch aushalten, unangenehme Dinge auszusprechen“. Markus Meckel ergänzte, dass es eine erhebliche Skepsis gegenüber demokratischen Institutionen gebe, die sich rechte Parteien in ganz Europa zunutze machten. Die Achtung von Parteien sei erheblich gesunken. Bangel mahnte, dass der Hinweis auf eine schwierige gesellschaftliche Grundverfasstheit im Osten, hohe Abwanderung und starke Zuwächse am politischen rechten Rand nicht zum Schluss führen können, dass „wir Ostdeutschen einfach nicht so demokratisch sind. Wir müssen da mit aller Schärfe hinschauen“.

Genzenmüller griff Meckels Blick auf den Demokratiebeitrag der Friedlichen Revolution noch einmal auf und konstatierte: „Es ist zwar ganz sympathisch zu sagen, die ostdeutsche Identität sollte sich weniger auf die Benachteiligungserfahrungen in den 1990ern ausrichten, sondern mehr auf den Stolz und die Friedliche Revolution und was man geschafft hat und darüber die Identität entwickeln“. Aber die DDR-Erfahrung habe sich nicht ausgewachsen, sondern werde über die Familienerzählung fortgeführt. Identität werde von Familienerzählungen geprägt, daher ist sie nicht nur eine Konstruktion der eigenen Erfahrung nach der deutschen Einheit, sondern auch eine tradierte Erfahrung der Zeit davor. Eine Identitätspolitik von oben werde sich nicht verwirklichen lassen.

Eine Lösung für das Gefühl der Deprivation sah Meckel in der Stärkung der Sichtbarkeit des ostdeutschen Beitrags sowohl in der Demokratie, als auch in öffentlichen Ämtern und Strukturen. Er betonte, nur so könne dem Misstrauen gegen staatliche Strukturen entgegengewirkt werden. Das Selbstverständnis der Ostdeutschen als demokratische Subjekte, die auch Verantwortung für sich selbst übernehmen können und müssen, müsse gefördert werden. Bangel verdeutlichte, dass die Kränkung der Ostdeutschen nicht

der Mangel an Chancen gewesen sei, sondern vielmehr das wiederholte Erleben, dass der Wunsch, sich einbringen zu können und zu wollen, zurückgewiesen wurde. Das westliche System bestehe aus wenig offenen Strukturen, die eine gleichberechtigte Beteiligung teils unmöglich gemacht haben.

Im Anschluss wurde das Podium für Fragen geöffnet. Hierbei fragten Teilnehmer der Geschichtsmesse, welche Rolle Institutionen und Stiftungen bei der rechten Radikalisierung der Gesellschaft spielten und was in den nächsten drei Jahren unternommen werden müsse, um korrigierend einzugreifen.



Identität(en) in Ost und West: Podiumsdiskussion mit (v. l.) Prof. Dr. Jörg Genzenmüller (Friedrich-Schiller-Universität Jena), Bianca Ely, MdB Christian Hirte, Moderatorin Vera Wolfskämpf (ARD), Christian Bangel (ZEIT Online) und Markus Meckel, Ratsvorsitzender der Bundesstiftung Aufarbeitung, Quelle: Bundesstiftung Aufarbeitung/Choe.

Meckel plädierte für eine differenzierte Betrachtung der Prägungen. „Wir müssen lange Linien ziehen und das Jahrhundert insgesamt in den Blick nehmen“. Bianca Ely wünschte sich nicht so sehr, dahin zu schauen, was verpasst wurde, sondern dorthin, was gerade jetzt passiert und zu fragen „wessen Narrativ wird gehört, wessen Geschichte erzählt“. Christian Hirte verwies auf die staatliche antifaschistische Erzählung der DDR, die eine persönliche Auseinandersetzung mit radikalem Gedankengut, wie sie in der Bundesrepublik stattfand, undenkbar gemacht habe. Hier müsse im Osten zunächst am Problembewusstsein gearbeitet werden. Eine Lösung sah er im Ausbau von gesellschaftlichem Engagement und Bildungsangeboten. Bangel forderte eindrücklich: „Wir müssen aufräumen mit dem Mythos vom ‚richtigen Land‘. Der Westen ist nicht das aufklärere Land, das sich von rechten Tendenzen und der Zeit des Nationalsozialismus komplett losgesagt hat“. Das rechte Gedankengut habe es im Westen genauso gegeben. Als konstruktiven Schritt für die nahe Zukunft regte er an, die Landesverfassungen „AfD-sicher“ zu machen, damit die Institutionen nicht ausgehebelt werden können. Ein weiterer Handlungspunkt sei die Organisation von Zuwanderung in den Osten, insbesondere auch aus dem Westen Deutschlands. Die Entleerung des Ostens habe auch politische Folgen.

Aus dem Publikum wurde die Frage an die Podiumsteilnehmer gerichtet, wie Identitäten für die Zukunft geformt werden können. Bangel regte an, dass der Osten nicht eine homogene Gruppe, sondern vielmehr als ein Ereignisraum zu verstehen sei. Er glaube nicht mehr an die große globale Ansprache, um die Kränkung der „frustrierten Zufriedenen“ zu überbrücken, denn das sei inzwischen auch eine Mechanik, womit Aufmerksamkeit entstehe. Es helfe vielleicht aber, in der Diskussion Rückfragen zu stellen, um Selbstreflexion zu ermöglichen. Besonders wichtig sei zudem, ostdeutsche Themen auch auf eine gesamtdeutsche Agenda zu setzen und diese gleichberechtigt zu behandeln.

Christian Hirte verwies noch einmal auf die große Anzahl von Unternehmern, die dem Osten in den 1950er und 1990er Jahren gefehlt hätten. Der Gedanke, dass die Infrastruktur und Wirtschaft einfach so mit Geld hätte aufgebaut werden können, sei völlig utopisch gewesen. „Es gab eine brutale Enttäuschung von Erwartungen“, so Hirte. Umso beeindruckender sei die ökonomische Entwicklung der letzten Jahre.

Abschließend wurde noch einmal eine Einordnung in die gesamteuropäische Perspektive gefordert. Hirte verwies darauf, dass es starke Ähnlichkeiten mit der Systemtransformation in Osteuropa gebe. Es bestehe eine logische Verbindung zwischen den Erfahrungen, die beispielsweise in Russland im Zuge der Transformation gemacht wurden, mit den Erfahrungen der Ostdeutschen, die sich unter anderem in der Existenz einer starken Abwehrreaktion gegenüber Veränderung und einer Solidarisierung mit den vermeintlichen Verlierern äußere. Ganzenmüller führte an, dass der Blick auf Osteuropa wichtig sei, da er die Möglichkeit biete, die Nabelschau zu beenden. So sei z. B. die Debatte zum Elitenaustausch in Osteuropa eine wesentlich andere. Dort gebe es fast überall eine sehr starke Elitenkontinuität, die aber ganz eigene Herausforderungen mit sich bringe.

Schlusswort

Die Geschäftsführerin der Bundesstiftung Aufarbeitung, Dr. Anna Kaminsky, beendete die Geschichtsmesse mit einigen abschließenden Worten. Sie betonte, dass die Geschichtsmesse einmal wieder aufgezeigt habe, wie wichtig es sei, die langen Linien der Geschichte zu betrachten. Die prägende Geschichte der Transformationszeit beginne eben nicht erst am 3. Oktober 1990, sondern die DDR-Geschichte, die NS-Zeit und die Folgewirkungen müssten miteinbezogen werden. Kaminsky versicherte, dass die Themen, die auf der Geschichtsmesse zu kurz gekommen seien – wie die Wirtschaft oder der europäische Zusammenhang –, als Anregungen für das kommende Jahr mitgenommen werden würden. Ihr persönlich sei es besonders wichtig, dass die Befindlichkeiten von mehreren Generationen Ost- und Westdeutscher nicht aus dem Blick gerieten, denn das Gefühl, abgehängt zu sein, dürfe sich nicht verstärken. Geschichte müsse lebendig gemacht werden – insbesondere für die Generationen, die die deutsche Einheit nicht miterlebt haben.

Juliane Hoheisel, Lydia Thieme

Die nächste Geschichtsmesse wird vom 21. bis 23.1.2021 in Suhl stattfinden.

Schloss Schwarzburg

Ein vielschichtiges Denkmal und seine Wiederherstellung

Ein Schloss wiederherzustellen, bedeutet sich der Herausforderung meist einer Vielzahl von sich überlagernden und ineinandergreifenden historischen Schichten und Spuren zu stellen. Schloss Schwarzburg stellt in dieser Hinsicht besonders komplexe Aufgaben, denn hier gehören zur Geschichte nicht nur Jahrhunderte gestaltender Veränderung, sondern auch Monate geschichtsvergessener Zerstörung – und ein Ereignis, das nur mittelbar mit dem Schloss selbst in Verbindung steht, aber in einer widersprüchlichen Zeit in dem Denkmal seine aussagekräftige Hintergrundfolie fand. Dieses breit gespannte Panorama gilt es bis hinein in die konkreten Baumaßnahmen zu berücksichtigen.

Schloss Schwarzburg ist der Stammsitz der Grafen von Schwarzburg-Rudolstadt. Als solcher gewann er zu Beginn des 18. Jahrhunderts an Bedeutung, als die Grafen in den Reichsfürstenstand erhoben wurden. In diesem Zusammenhang gestalteten sie die Schwarzburg – die Residenz befand sich längst auf Schloss Heidecksburg im etwa 20 Kilometer entfernten Rudolstadt im milderen Saaletal – zu einem wirkmächtigen dynastischen Traditionsort. Der Weg dorthin führte über umfangreiche Um- und Neubauarbeiten sowie raumkünstlerische Inventionen. Das neu errichtete Kaisersaalgebäude im Süden der Anlage belegte die Altehrwürdigkeit des Hauses Schwarzburg. Hier wurde die auf die Antike bezogene Gründungslegende der Dynastie geschickt mit der sowohl praktischen als auch mythisch aufgeladenen Funktion der Orangerie verknüpft. Darüber hinaus brachte man im dortigen Saal Kaiserporträts an, unter denen sich auch das Bildnis Günthers XXI. von Schwarzburg findet. Er war im 14. Jahrhundert für einige Wochen zum Gegenkönig gewählt



Schloss Schwarzburg, Luftaufnahme, Quelle: Schatzkammer Thüringen, Foto: Marcus Glahn.



*Schloss Schwarzburg, Kaisersaalgebäude mit Orangerieparterre,
Quelle: Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten, Foto: Constantin Beyer.*

worden. Das Zeughaus als nördliches Pendant, bisher als schlichtes Lagergebäude genutzt, wurde nach dem Muster barocker Kirchenräume mit einem Emporengeschoss versehen und zu einer militärischen Schausammlung umgestaltet. Dort präsentierten sich die Schwarzburger als Dynastie von realpolitischem Gewicht im Kontext des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Das Hauptgebäude im Zentrum des exponierten, lang gestreckten Schlossbergs schließlich wurde als barocker Schlossbau mit anschließender Schlosskirche in Teilen neu errichtet. In diesem aus mehreren Flügeln bestehenden Gebäudekomplex finden sich wesentliche Elemente eines Schlosses mit herrschaftlichem Anspruch: In den Kirchenflügel integrierte man den Schlossturm, das Hauptgebäude als Corps de Logis erhielt einen Mittelrisalit, der als Portikus mit freistehenden Säulen ausgebildet ist. Im Inneren stellte der Hauptsaal, auch Ahnensaal genannt, den Bezug zur dynastischen Geschichte her.

Mit Schloss-Hauptgebäude, Kaisersaal und Zeughaus repräsentierte Schloss Schwarzburg die Schwarzburger Fürsten in den drei wesentlichen Aspekten des möglichst hohen Alters, der militärischen Leistung und der exklusiven Herrschaftszeichen. Wäre Schloss Schwarzburg in dieser Form erhalten geblieben, wäre es ein Schloss mit außergewöhnlich umfangreicher Ausstattung, aber dennoch ein ungebrochenes Denkmal der monarchischen Epoche. Nach der Revolution von 1918 schien dies zunächst auch der Weg für Schloss Schwarzburg zu sein.

Viele Schlösser in Thüringen, wie in großen Teilen Deutschlands, gingen entweder direkt von monarchischer Hand in öffentliche Trägerschaft über oder blieben zunächst Wohnsitz der bisherigen Eigentümer. Im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt legte Fürst Günther Viktor am Vortag seiner Abdankung im November 1918 per Gesetz und Stiftung fest, das Residenzschloss Heidecksburg in Rudolstadt in ein Museum umzuwandeln, Schloss Schwarzburg jedoch zunächst der fürstlichen Familie zu überlassen. Dort lebte die ehemals regierende Fürstenfamilie seither.

Der unterhalb des Schlossbergs gelegene Ort Schwarzburg hatte sich dank seiner zentralen Lage und guten Verkehrsanbindung schon im 19. Jahrhundert zu einer Sommerfrische mit weit überregionaler Anziehungskraft entwickelt. In den zahlreichen Hotels und Villen genossen wohlhabende Stadtbürger die Sommersaison. Dem Ruf Schwarzburgs als Erholungsort folgte im August 1919 auch Friedrich Ebert, der zu dieser Zeit mit der verfassunggebenden Nationalversammlung in Weimar tagte. Er zog sich für einige Tage zum Familienurlaub nach Schwarzburg zurück, wurde jedoch auch regelmäßig von Regierungsmitgliedern aufgesucht. Auch am 19. August fuhren mehrere Wagen aus Weimar vor. Mit Ebert traf man sich in einem der Häuser des Hotels „Weißer Hirsch“. Als man sich kurz darauf zum gemeinsamen Essen setzte, war das Deutsche Reich eine voll legitimierte Demokratie: In einem unpräzisen Akt hatte man per Unterschrift die Verfassung der Weimarer Republik in Kraft gesetzt. Die unmittelbare Nachbarschaft dieses Vorgangs zum Schloss des letzten abgedankten Fürstenhauses in Deutschland macht den Kontrast zwischen altem und

neuem Staatssystem deutlich, zeigt aber auch exemplarisch den besonnenen Umgang der Revolutionäre mit den Zeugnissen der Monarchie. Im Angesicht des Schlosses als Symbol dynastischer und baulicher Kontinuität wurde das Provisorium des Urlaubsquartiers zum Schauplatz eines epochemachenden Staatsakts.

In der Zeit der Weimarer Republik wurde das Schloss als Denkmal mit Respekt behandelt, als Machtzentrum konnte man es selbstbewusst ignorieren. Demgegenüber hinterließ der Nationalsozialismus auf Schloss Schwarzburg sichtbare Zeichen von beispielloser Zerstörung. 1940 begann man mit dem Umbau der Gesamtanlage zu einem Reichsgästehaus. Dabei ignorierte man den historischen Wert des Ensembles und kaprizierte sich im Wesentlichen auf die eindrucksvolle Lage des Schlosses. Ein großer Teil der Ausstattung ging verloren oder wurde beschädigt. Ganze Gebäudeteile, darunter der Leutenberger Flügel, der Kirchflügel mit der Schlosskirche, Teile des Wirtschaftshofs in der ehemaligen Vorburg und das Torhaus, wurden dabei zerstört. Das Schloss-Hauptgebäude wurde nahezu entkernt, und man begann mit dem Abriss und Einbau neuer Wände und Geschossdecken. Auch im Kaisersaalgebäude entstanden große Schäden. Für die Maßnahmen setzte man ausländische Zwangsarbeiter ein. Kriegsbedingt fehlten 1942 die Mittel, und das Vorhaben wurde abgebrochen. Stehen blieb eine ruinierte Schlossanlage, die in den folgenden Jahrzehnten nur notdürftig gesichert werden konnte. Hauptgebäude und Zeughaus verfielen zusehends. Zumindest das Kaisersaalgebäude konnte bis 1971 saniert und in Teilen seiner Ausstattung wiederhergestellt werden.

Als die Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten die Anlage 1994 übernahm, standen zunächst die Stützmauern im Vordergrund, 2001 wurde das Orangerie-Parterre vor dem Kaisersaalgebäude wiederhergestellt. Umfassende Sanierungsmaßnahmen an den übrigen Gebäuden begannen 2009 als Sicherungsarbeiten. Das in seinem Bestand sanierte Zeughaus konnte mit restauriertem Innenraum durch das Thüringer Landesmuseum Heidecksburg Rudolstadt wieder als Schausammlung eingerichtet und 2018 eröffnet werden. Als Ensemble von Gebäude und nach historischen Bild- und Inventarbefunden akribisch rückgeführter Militärsammlung ist es in seiner Art im deutschsprachigen Raum einzigartig. Parallel zu den Arbeiten am Zeughaus begann die Bestandssicherung des Schloss-Hauptgebäudes. In mehreren Etappen konnten die Dachsanierung und essentielle statische Sicherungsarbeiten innen und außen abgeschlossen werden. Sie gleichen im



Schloss Schwarzburg, Zeughaus, Innenraum, Quelle: Thüringer Landesmuseum Heidecksburg Rudolstadt, Foto: Andrea Flak.

Wesentlichen die Schäden durch die statisch folgenreichen Abrissarbeiten und die jahrzehntelangen Folgeschäden aus. Zu den sichtbaren Zeichen gehört neben dem Mansarddach der seit 2013 wieder freistehende barocke Portikus, der seit Mitte der 1990er Jahre gegen die Einsturzgefahr von einem Stahlkorsett stabilisiert worden war. Zu den jüngeren Maßnahmen gehört der Anbau des nördlichen Gebäudeabschlusses, der die historische Kubatur wiederherstellt und ein Treppenhaus aufnimmt.

Die baulichen Eingriffe der 1940er Jahre waren so gravierend, dass sie Schloss Schwarzburg, insbesondere das Schloss-Hauptgebäude und das umliegende Areal, auch weiterhin prägen werden. Diese Gewissheit bestimmt die Sanierungsarbeiten. Entsprechend dem Ergebnis eines Ideenwettbewerbs aus dem Jahr 2012 wird bewusst auf eine rekonstruierende Gesamtwiederherstellung des Hauptgebäudes verzichtet. Die seither ausgeführten und noch geplanten Maßnahmen verfolgen zwei wesentliche Ziele: Das Bauwerk soll zugänglich und nutzbar gemacht werden, und erhaltene Teile der historischen Ausstattung sollen wieder im Kontext des Schlosses erlebbar sein. Die Oberflächen sollen dort auch nach Abschluss der Arbeiten die Spuren der Geschichte von den historischen Farbfassungen bis hin zu den Ritzinschriften der jüngeren Zeit zeigen. Auch baulich werden historische Eingriffe nicht immer vollständig beseitigt. So wurde der Verlust einer Geschosdecke zwischen mehreren übereinanderliegenden Räumen lediglich durch eine statisch als Ringanker fungierende Empore ausgeglichen – es entstand der Emporensaal, der das Ausmaß der Zerstörung, aber auch die Monumentalität des barocken Schlosses deutlich macht. Durch einen zurückhaltenden modernen Innenausbau werden derzeit die ersten Teilbereiche als Veranstaltungs-, Seminar- und Ausstellungsräume hergestellt.

Kernstück des Schloss-Hauptgebäudes ist der Ahnensaal, der frühere Hauptsaal des Schlosses. Weite Teile seiner wandfesten Ausstattung sind erhalten, wenn auch mit starken Beschädigungen im Detail. Als bedeutendes Beispiel der Stuckkunst im Bandelwerkstil der Zeit vor 1740 wird er mit besonderer Sorgfalt konservatorisch bearbeitet mit dem Ziel, wieder als Raumkunstwerk nachvollziehbar zu sein. Von weiteren Raumkunstwerken haben sich in größeren und kleineren Fragmenten Stuckdecken erhalten, die ebenfalls konserviert und in die Raumgestaltungen eingebunden werden.



Schloss Schwarzburg, Hauptgebäude um 1900, Quelle: Thüringer Landesmuseum Heidecksburg Rudolstadt, Fotoarchiv.

Ähnlich wie in den Innenräumen stellen sich auch am Außenbau grundsätzliche Fragen nach dem Umgang mit den historischen Befunden und den Veränderungen des 20. Jahrhunderts. Das Mansarddach konnte auf Grundlage der vorhandenen Substanz in seiner historischen Gestalt wiederhergestellt werden. Die Fassaden erfordern Lösungen mit weitaus umfangreicheren Recherche- und Konzeptionsvorarbeiten. Die barocke Durchfensterung war im 19. Jahrhundert lediglich ergänzt worden, in den 1940er Jahren wurde der Fensterrhythmus durch Ausbrüche in der Westseite teils empfindlich gestört. Hinzu kommt ein komplexes Bild an Putzbefunden und Resten von sich überlagernden Farbschichten des 18. und 19. Jahrhunderts. Die denkmalpflegerische Entscheidung fiel auf die im 19. Jahrhundert dominierende Rotfassung, die als letzte durchgehende Farbfassung gut dokumentiert und nachweisbar ist. Für frühere Farbfassungen fehlen belastbare Befunde. Vor allem aus der Ferne wird das Schloss danach an das Erscheinungsbild während der Blütezeit des Schwarzatal als Sommerfrische anknüpfen. Aus der Nähe werden die Brüche nicht zuletzt anhand der Öffnungen weiterhin ablesbar sein.

Zu den wichtigsten Elementen eines Schlosses gehört der Schlossturm, der unter anderem herrschaftliche Ansprüche weithin sichtbar signalisiert. Auf Schloss Schwarzburg war der Schlossturm zugleich Kirchturm. Als Fluchtpunkt des Hofes vor dem Hauptgebäude war er in die Fassade des Kirchflügels eingebunden. Diese Verbindung war nicht nur optischer, sondern auch statischer Natur. Seit dem Abriss des Kirchflügels 1940 fehlt dem Turm damit nicht nur der architektonische Zusammenhang, sondern auch die Stützung durch die flankierenden Wände. Eine äußerst problematische Materialzusammensetzung aus verschiedenen Bruchsteinarten und Mörteln sowie das Löschwasser beim Brand der Turmhaube 1980 taten ein Übriges, so dass zeitweise der Verlust drohte. Unter erheblichem Stabilisierungsaufwand konnte der Turm in seiner Substanz gesichert werden. Die Gliederung und der Bauschmuck der Fassaden wurden wiederhergestellt und restauriert. Künftig soll der Turm sogar wieder begehbar sein – ein für das Hauptgebäude notwendiges zusätzliches Treppenhaus wird dort eingebaut, beide Gebäudeteile erhalten dafür wieder eine optisch wirkungsvolle Verbindung mit Laufgang.



Schloss Schwarzburg, Hauptgebäude 2019, Quelle: IBA Thüringen, Foto: Thomas Müller.

Die Baumaßnahmen auf Schloss Schwarzburg sind verschiedenen Förderungen zu verdanken. Den Anfang machte der Förderverein Schloss Schwarzburg e. V., der die Sicherung des Zeughauses mit einer Spende von 50 000 Euro anstieß. Die umfangreichen Arbeiten der nutzungsneutralen Sicherung an Zeughaus und Hauptgebäude ermöglichten der Bund und das Thüringische Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie. Das Torhaus als Ersatzneubau zur Erschließung des Zeughauses wurde durch den Landkreis Saalfeld-Rudolstadt als Träger des Thüringer Landesmuseums Schloss Heidecksburg mit Fördermitteln der Thüringer Aufbaubank errichtet. In den vergangenen Jahren kamen Förderungen im Zusammenhang mit der Internationalen Bauausstellung (IBA) Thüringen hinzu, die aus IBA-Ergänzungsmitteln des Freistaats Thüringen sowie aus Städtebaumitteln des Bundes bereitgestellt und aus Eigenmitteln der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten ergänzt werden.

Die Maßnahmen mit Blick auf die IBA verfolgen das Ziel, Teile des Hauptgebäudes bereits vor seiner Fertigstellung öffentlich zugänglich zu machen. Baulich entstanden in diesem Zusammenhang von den bereits erwähnten Maßnahmen die Rohbauarbeiten im Bereich des Ahnensaals und des Emporensaals sowie erste Ausbauarbeiten in diesem Bereich. Parallel entstand ein Konzept, das es erlaubt, Besuchern während der Bauzeit Einblicke in das Schloss zu gewähren. Seit Frühjahr 2019 können Gruppen wechselnd zugängliche und gesicherte Baustellenbereiche im Hauptgebäude besichtigen. Die Inhalte liefert ein Audiowalk, den die Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten unter Beteiligung der IBA, des Fördervereins Schloss Schwarzburg Denkort der Demokratie e.V. und weiterer regionaler Partner erarbeiten ließ. An mehreren Stationen im Außenbereich und in den Innenräumen liefern die Audiotracks anhand von historischen Informationen, Interviewpassagen und erzählerischen Imaginationen ein breit gefächertes Bild vom Schloss und der mit ihm verbundenen Geschichte.



Schloss Schwarzburg, Hauptgebäude, Emporensaal, Quelle: Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten, Foto: Carola Niklas.



Schloss Schwarzburg, Hauptgebäude, Ahnensaal, Quelle: Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten, Foto: Alexander Burzik.

Der als Interimsangebot für einige Jahre konzipierte Audiowalk spiegelt das Spektrum wider, mit dem auch die langfristige Nutzung von Schloss Schwarzburg umzugehen hat. Aufgabe ist es, die touristische Attraktivität als prominente Landmarke und monumentale Schlossanlage mit den Spuren der jüngeren Geschichte zu verknüpfen. Die reizvolle Lage des Schlosses auf einem schroffen Felssporn und die dynastisch geprägte historische Ausstattung üben eine große Anziehungskraft aus. Das Ziel sowohl für die denkmalpflegerischen Maßnahmen als auch für die künftigen Vermittlungsaufgaben ist es, ausgehend von dieser Attraktivität die vollständige Geschichte der Anlage in ihren sichtbaren Zeugnissen zu zeigen und die davon ausgehenden Anregungen für Kultur und Gesellschaft zu nutzen. Die Funktionen von Schloss Schwarzburg als Tourismusdestination und als Denkort stehen nicht im Widerspruch zueinander. Beides soll überregional ausstrahlen und für die Region wirken.

Franz Nagel

Ein kleines Museum für eine große Tradition:

Das Reclam-Museum in Leipzig



Porträt von Anton Philipp Reclam (1807–1896),
Quelle: Reclam-Museum.

Am 10. November 2017 wurde Reclams Universal-Bibliothek 150 Jahre alt. Es gibt wohl hierzulande kaum jemanden, der nicht früher oder später mit ihr in Berührung gekommen ist. Seit dem 24. Oktober 2018 gibt es in der Gründungsstadt des Reclam Verlags ein ihm gewidmetes, privat finanziertes Museum. Es befindet sich gegenüber dem früheren Gebäude des Reclam Verlags, dessen Aura in das Souterrain der Kreuzstraße 12 ausstrahlt.

Eine Präsenzbibliothek umfasst ca. 10 000 Hefte der Universal-Bibliothek sowohl der Leipziger als auch der Stuttgarter Reihe von 1867 bis heute. Damit steht etwa ein Drittel der bisherigen Gesamtproduktion aller Titel der Universal-Bibliothek im Reclam-Museum zur Lektüre vor Ort bereit. Die Reihe ist wahrhaft universal, denn sie enthält nicht nur die wichtigsten Werke der Literaturen der Welt von der Antike bis zur Gegenwart, sondern auch herausragende Werke der Geistes- und der Naturwissenschaften, Lexika, Gesetzestexte, Werke zu Themen aus allen Lebensbereichen, bis hin zu alltagspraktischen Ratgebern für Haus und Garten. Breiteste Schichten der Bevölkerung sollten sich ohne Zwang zur Abnahme der gesamten Reihe für wenig Geld Bücher leisten können. Dies war und ist das Credo der Reihe. Das Wort Thomas Manns, das er 1928 in seiner Festrede aus Anlass des hundertjährigen Jubiläums der Firma Reclam aus einer florentinischen Renaissance-Medaille zitierte und von dem er sagte, dass es den Wahlspruch des Hauses Reclam am Tage seiner Gründung hätte bilden können, ist nach wie vor gültig: Ut bibat populus – damit das Volk trinke.

Das Wort Thomas Manns, das er 1928 in seiner Festrede aus Anlass des hundertjährigen Jubiläums der Firma Reclam aus einer florentinischen Renaissance-Medaille zitierte und von dem er sagte, dass es den Wahlspruch des Hauses Reclam am Tage seiner Gründung hätte bilden können, ist nach wie vor gültig: Ut bibat populus – damit das Volk trinke.



Blick in den Innenraum des Museums mit dem Original-Reclam-Regal von 1910/11, im Hintergrund ca. 5 500 Hefte der Universal-Bibliothek aus der Zeit von 1867 bis 1945, Foto: Hans-Jochen Marquardt.

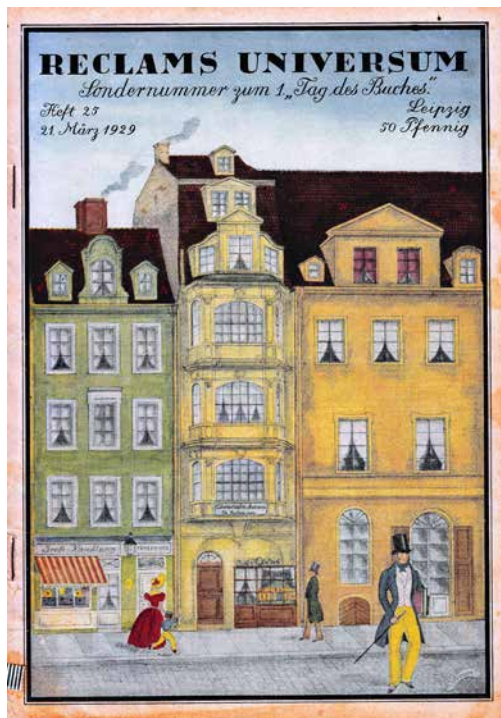
Hauptzielgruppen der Universal-Bibliothek sind heute die Schulen und Hochschulen. Obwohl die Digitalisierung allerorten forciert wird, sind die Verkaufszahlen für E-Books und Hörbücher in Deutschland derzeit rückläufig. Offensichtlich existiert das haptische Bedürfnis, etwas schwarz auf weiß Gedrucktes in der Hand zu halten, nach wie vor. Ein Student fragte mich kürzlich, ob es möglich sei, Literatur ohne Reclams Universal-Bibliothek zu studieren. Ich antwortete ihm: „Das ist ein wenig wie bei Lorient: Ein Leben ohne Mops ist möglich, aber sinnlos!“ Jeder kennt die seit 1970 existierenden gelben Hefte der Reihe. Bis heute hat etwa die Hälfte aller Stuttgarter Titel die Farbe Gelb. Seit 1970 kamen nach und nach weitere fünf Farben hinzu, und besonders auch die blauen Lektüreschlüssel und die grünen Erläuterungen und Dokumente haben sich für das Studium in den Schulen und Hochschulen bewährt.

Während der deutschen Zweistaatlichkeit gab es zwei Reclam-Verlage und zwei Universal-Bibliotheken. Beide haben Hervorragendes geleistet. So bietet die Dauerausstellung einen Überblick über Vorgeschichte und Geschichte der Reihe bis zur Gegenwart, unter Einschluss ihrer vierzigjährigen Doppelexistenz. Die Ausstellung zeigt den markanten Wandel im Erscheinungsbild der Universal-Bibliothek und gibt Einblick in ihre thematische Vielfalt. Auch weniger bekannte Varianten und Nebenreihen werden gezeigt, dazu Kataloge, Werbemittel und einige Kuriositäten.

Besondere Exponate sind z. B. der berühmte Reclam-Bücherautomat (Dauerleihgabe des Verlags) und „Reclams Automaten-Bücher“, das nicht minder spektakuläre, altarförmige Original-Reclam-Regal von 1910/11, tragbare Feldebüchereien aus beiden Weltkriegen, Tarnschriften (Antikriegsschriften, getarnt im Reclam-Umschlag), Reclams Wochenend-Bücherei in der Blechkassette, Autographe von Anton Philipp, Ernst, Hans Emil und Heinrich Reclam und von Thomas Mann, zudem die handschriftliche Druckfreigabe Hermann Hesses für seine Erzählung „In der alten Sonne“.

Der Dank des 2011 in Leipzig gegründeten Träger-Vereins gilt der gemeinnützigen Schulgesellschaft Rahm Education. Sie hat die Gründung des Museums ermöglicht, indem sie zwei Räume mietfrei zur Verfügung gestellt und außerdem die Herstellung eines großen Reclam-Regals gesponsert hat.

Hans-Jochen Marquardt



Museumsanschrift:
Reclam-Museum
Kreuzstraße 12, 04103 Leipzig
(leider nicht barrierefrei)

Postanschrift:
Literarisches Museum e. V.
Falterweg 8, 06126 Halle (Saale)
Telefon 0345-582 17 26
kontakt@reclam-museum.de
www.reclam-museum.de

Öffnungszeiten:
Di und Do von 15 bis 18 Uhr

Nicht an gesetzlichen Feiertagen und zwischen Weihnachten und Neujahr, für Führungen von Gruppen gern außerdem auch nach Vereinbarung.

Der Eintritt ist frei
Spenden sind sehr willkommen.

„Faszination Stadt“

Die Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht – ein Resumee



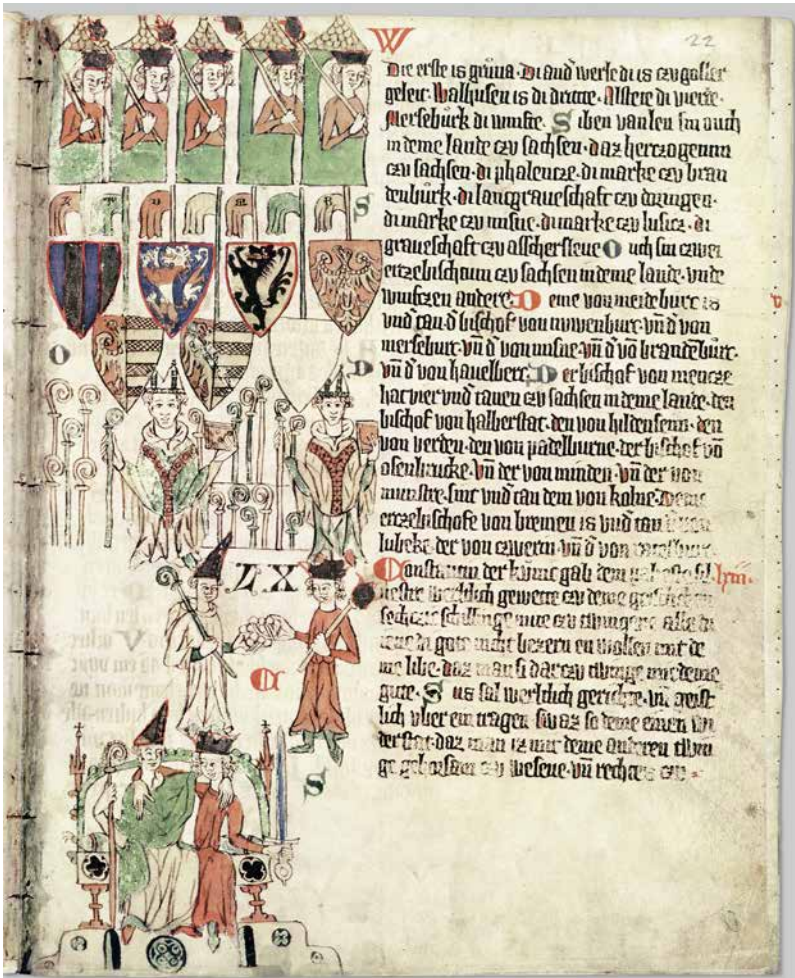
Magdeburger Reiter, um 1240/50, H 240 cm, B 65 cm, T 2000 cm, Magdeburg, Kulturhistorisches Museum, Foto: Charlen Christoph Magdeburger Museen.

Ein Faszinosum unseres Lebens sind die Städte im Land. Obwohl die städtische Siedlungsform schon vor 5 000 Jahren begann, bildete sie sich in Europa erst im hohen Mittelalter heraus, erlebte aber seit 1250 einen regelrechten Boom. Gemeinsam sind den Städten immer das Rathaus und der große Markt. Darin aufblühender Handel, Kultur und Wissenschaft halten die Verlockung bereit, dass Menschen eine Lebensform in Freiheit, Sicherheit und Wohlstand finden können. Wo sich Kreativität rasch an die Wirtschaft band, stieg das Glück auf seine Kugel. Das Magdeburger Kulturhistorische Museum hat im Verlauf von fünfzehn Jahren hochkarätige Mittelalterausstellungen ausgerichtet. Am vorläufigen Ende dieser Reihe leistete sich die Stadt Magdeburg eine herausragende Selbstdarstellung. Thema dieser einzigartigen Ausstellung (bis Februar 2020) war „Die Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht“. Sie erfüllt sich darin, dass die Elbestadt aufgrund ihrer geographischen Lage ein einzigartiges Rechtskonstrukt entwickeln konnte, in dem Stadt und Recht verbunden waren.

Der von Eike von Repgow aufgeschriebene „Sachsenspiegel“ (1220-35) gilt als das bedeutendste Sprachdenkmal des Hochmittelalters, das dem sächsischen Rechtskreis entstammt. Es beruht jedoch auf römischem und kanonischem Recht. Im „Sachsenspiegel“ ist das Rechtsbuch vom Land- zum Stadtrecht hin entwickelt worden. Was steht drin? Das Stadtrecht gewährte radikal Neues: die Unantastbarkeit von Leib und Leben, das Recht auf Grundbesitz und individuelle Freiheit. Man kennt den Spruch: „Stadtluft macht frei nach Jahr und Tag“. Von dieser Handschrift gibt es nur noch vier Exemplare. Der ältesten Heidelberger Abschrift vom Anfang des 14. Jahrhunderts folgen die Handschriften aus den Bibliotheken Oldenburgs, Wolfenbüttels und Dresdens. Alle Seiten haben häßlich Miniaturen und Text. In Magdeburg waren die vier Handschriften vorübergehend ausgestellt. Da das Schriftstück auf einer juristischen Grundform basiert, konnte Johann von Buch aus Tangermünde das Werk mit der Glossierung methodisch erweitern und es zukunftsfähig machen. Damit wurde der Sachsenspiegel zum „Magdeburger Recht“. So ist letzteres mit regionalen Abwandlungen von elf (heutigen) Staaten Mittel- und Osteuropas übernommen worden. Es erlangte in mehr als tausend seiner zwischen Elbe und Dnjepr gelegenen Orte Gültigkeit, darunter in Breslau, Krakau, Danzig, Lemberg, Vilna und Minsk. Lübeck kam mit dem neuen Stadtrecht ganz groß heraus. Dieses Rechtsmodell spannt ein Netzwerk aus, das bürgerliche Gerichtsbarkeit, Verfassungsrecht, Verwaltung und innere Strukturen zusammengeführt hat. Diese Fassung garantierte Frieden, aber nur innerhalb der Stadtmauer. Die Ausstellung



Thorner Passionstafel, um 1480/90, Öl/Eichenholz, H 221, B 270 cm, Thorn, Kirche Hl. Jakob,
Foto: ZPAF Andrzej R. Skowronski.



Heidelberger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, Anfang 14. Jh. Pergament, 30 Bl. kolorierte Federzeichnungen, H 30 cm, B 23,5 cm, Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. germ. 164.

bern mit vierhundert Exponaten. Die Kosten beliefen sich auf drei Millionen Euro. So hat Magdeburg ein Versprechen an die Zukunft gegeben. Denn die Stadt will sich 2025 bei der EU als Kulturhauptstadt Europas bewerben.

Literatur:

Gabriele Köster, Christina Link (Hg.), Faszination Stadt. Die Urbanisierung im Mittelalter und das Magdeburger Recht, Dresden 2019.

Gabriele Köster, Christina Link, Heiner Lück (Hg.), Kulturelle Vernetzung in Europa. Das Magdeburger Recht und seine Städte. Wissenschaftlicher Begleitband zur Ausstellung „Faszination Stadt“, Dresden 2019.

bezog Korrespondenzorte in Thüringen, Sachsen und Sachsen-Anhalt ein, machte damit nacherlebbar, in wie vielen Städten noch immer Rechtssymbole erhalten sind wie Rolandsfiguren in Quedlinburg, Halle/Saale und Stendal. Prachtvolle Rathäuser in Aken, Tangermünde und Salzwedel an der alten Salzstraße weisen Zeugnisse der städtischen Gerichtsbarkeit auf, den Scheffel und die Elle. Stadttürme berichten vom steilen Aufstieg des freien Bürgers im freien Rat, in Ämter wie das des Bürgermeisters und des Schöffen. Die Kaufmannschaft gründete Zünfte und Stadtgemeinden. Sie emanzipierte sich damit weitgehend vom Landesherrn, wovon Stadt- und Kopialbücher (Recht) künden, in denen städtisches Leben in aller Breite dokumentiert wird. Mit dem Buchdruck wuchs daraus ein umfängliches Schrifttum an.

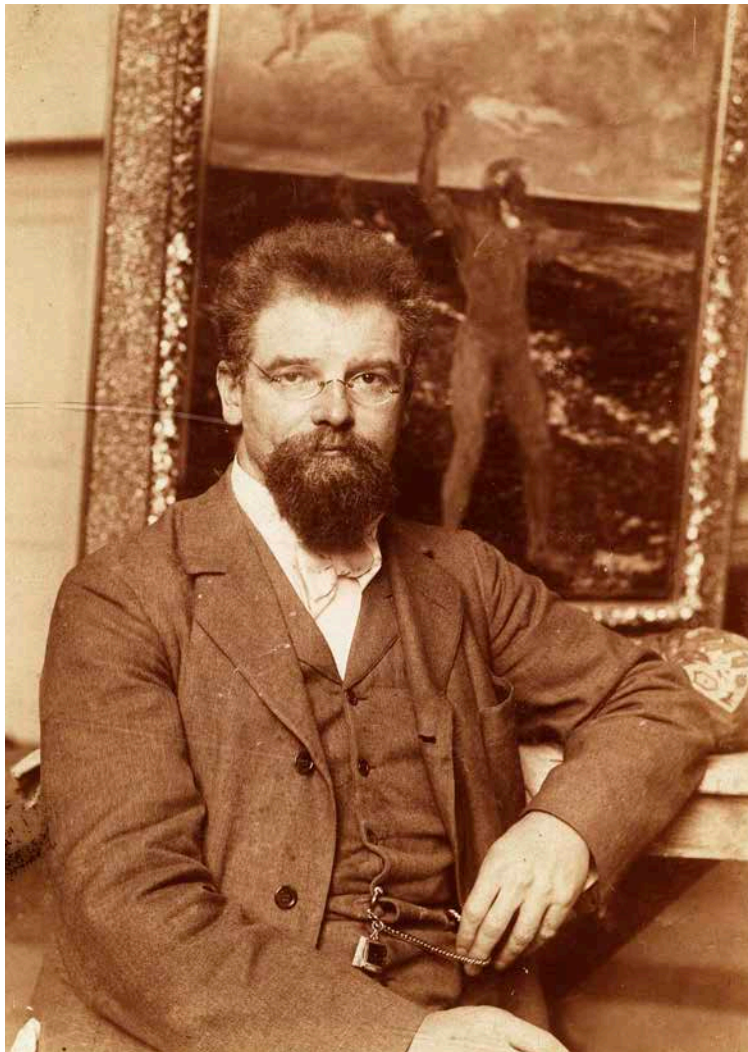
Das Ausstellungsunternehmen war reich ausgestattet durch hundert Leihgaben aus zwölf Län-

Ulrike Krenzlin

KLINGER 2020

Max Klinger zum 100. Todestag

Das Museum der bildenden Künste Leipzig widmet Max Klinger (1857–1920) anlässlich seines 100. Todestags eine umfassende Ausstellung, die das Schaffen und Werk des in Leipzig geborenen Künstlers in einen europäischen Kontext stellt. Das MdbK verfügt über die größte Klinger-Sammlung weltweit, darunter Hauptwerke wie die großformatigen Gemälde „Die Kreuzigung Christi“ und „Christus im Olymp“, die Monumentalskulptur „Beethoven“, alle Grafischen Zyklen und zahlreiche Zeichnungen, aber auch Druckplatten, Entwurfsgipse und zeitgenössische Fotografien. Die Jubiläumsausstellung veranschaulicht in mehreren Kapiteln, die von den Wissenschaftlern des Museums und externen Klinger-Experten verantwortet werden, das facettenreiche Œuvre des Künstlers. Zahlreiche nationale und internationale Leihgaben ergänzen die eigenen Bestände. Max Klinger wurde maßgeblich durch seine Reisen und mehrjährigen Aufenthalte im Ausland geprägt. Insbesondere



Porträt Max Klinger, ohne Jahr, Quelle: MdbK Leipzig.

die Metropolen Paris, Wien und Rom spielten eine wichtige Rolle und beeinflussten seine künstlerische Arbeit. Aus der Pariser Bekanntschaft mit Auguste Rodin entwickelte sich unter anderem eine mehrjährige Korrespondenz. In Wien feierte Klinger seine größten Erfolge als Künstler und begegnete den Werken von Gustav Klimt. In der Ausstellung wird auch Klingers künstlerischer Einfluss auf Käthe Kollwitz erstmals umfassend dokumentiert. Klingers letzter grafischer Zyklus „Zelt“ bildet den Ausgangspunkt für eine Darstellung seiner 40-jährigen Beschäftigung mit den Themen Sexualität, Liebe und Erotik sowie dem Verhältnis der Geschlechter. Erstmals werden Klingers anlässlich für die Ausstellung restaurierte Entwürfe für das Treppenhaus des alten Museumsgebäudes am Augustusplatz, die Tafelaufsätze für das Leipziger Rathaus sowie die Ausgestaltung der Villa Albers in Berlin-Steglitz präsentiert. „KLINGER 2020“ wird mit Sondermitteln der Stadt Leipzig unterstützt und ist im Anschluss im Rahmen des Beethoven-Jubiläums in der Bundeskunsthalle Bonn zu sehen (04.09.2020–10.01.2021).

Max Klinger und die Wiener Secession

Einen Höhepunkt in der Dauerausstellung des MdbK bildet der Saal mit Klingers Hauptwerken „Die Kreuzigung Christi“, „Christus im Olymp“, „Beethoven“ und „Die Badende“ im ersten Obergeschoss. Dieses Werkensemble wird anlässlich der Ausstellung „KLINGER 2020“ neu kontextualisiert. Der Fokus liegt dabei auf Wien, Hauptstadt der österreichischen k. u. k. Monarchie, in der Klinger seine größten Erfolge als Künstler feierte. Hier zeigte Klinger 1898 anlässlich des 50-jährigen Thronjubiläums Kaisers Franz Joseph I. im Wiener Künstlerhaus „Die Kreuzigung Christi“ und „Die Badende“. Das Monumentalbild „Christus im Olymp“ wurde 1899 und die Skulptur „Beethoven“ 1902 in der Wiener Secession präsentiert. Erst danach gelangten diese Hauptwerke Klingers in den Besitz des MdbK. Das Wiener Kunstpublikum reagierte damals gespalten auf Klinger. Es stand ihm entweder euphorisch oder ablehnend gegenüber: „Seit vierzehn Tagen geht durch alle Zeitungen Österreichs und Deutschlands tönender, rauschender Jubel: Klinger's Beethoven ist zur Welt gekommen!“ (Neues Wiener Tageblatt, 15. April 1902); „Klinger wagt alles. Er hat eine ‚Kreuzigung‘ und einen ‚Christus im Olymp‘ gewagt und hat nun auch einen ‚Beethoven‘ gewagt. Letzterer allerdings überragt als plastisches Werk die beiden großen gemalten Sünden, für die Klinger niemals eine Absolution erteilt werden kann, um Bergeshöhe“ (Deutsches Volksblatt, 19. April 1902). Ein neues Vermittlungsdisplay im Beethoven-Saal und ausgewählte Werke von Klingers Wiener Zeitgenossen Gustav Klimt verdeutlichen dieses Spannungsfeld.

Kurator: Dr. Marcus Andrew Hurrting, MdbK



*Max Klinger „Beethoven“,
1902, Skulptur,
Quelle: MdbK Leipzig,
Foto: PUNCTUM/Alexander Schmidt.*

Die Jahre in Rom

1888, im Alter von 31 Jahren, geht Max Klinger nach Rom. Die folgenden fünf Jahre gehören zu seiner lehrreichsten und produktivsten Schaffensphase. Das Medium der Radierung, mit dem Klinger erste Erfolge errungen hatte, trat in den Hintergrund. Ins Zentrum rückten dafür zunächst die Malerei, später auch die Bildhauerei. Das malerische Werk in Rom lässt sich in verschiedene Werkgruppen gliedern. Unter den neuen Eindrücken schuf Klinger mehrere (Stadt-)Landschaften, die malerisch am französischen Impressionismus geschult sind. Diese bestimmen auch die Hintergründe nicht weniger Figurenbilder, insbesondere der Frauenbildnisse, die eine einfühlsame Annäherung an das weibliche Geschlecht fernab der üblichen Salonmalerei auszeichnet. Klingers eigentlicher künstlerischer Fokus lag auf einer Reihe von symbolistischen, mythologischen bzw. religiösen, zum Teil großformatigen Figurenbildern – zunächst vor allem auf der „Kreuzigung Christi“, später der „Pietà“ und „Am Strande“ sowie dem bereits in Paris konzipierten Gemälde „Die Blaue Stunde“. Alle vier Werke vollendete er im Dezember 1890. 1891 begann er mit der Realisierung des „Christus im Olymp“, der 1897 in Leipzig vollendet werden sollte. Das intensive Modellstudium für diese Werke führte Klinger zu einer Veränderung seiner Figurenauffassung und seiner ästhetischen Anschauung. Von nun an stand die nackte menschliche Figur im Mittelpunkt seiner Kunst und damit einhergehend das intensive Studium des nackten Menschen. Zurückzuführen ist diese Entwicklung auch auf die Begegnung mit der italischen Kunst der Renaissance, des Barock und der Antike. In der Folge widmete sich Klinger verstärkt der Bildhauerei, mit der er sich bislang autodidaktisch beschäftigt hatte. 1892 begann er die Ausführung der „Salome“ in Marmor und konzipierte parallel die „Kassandra“. Kurz vor seiner Rückkehr nach Leipzig im März 1893 stellte er sein erstes Marmorwerk im Künstlerverein in Rom aus. Bereits im Folgejahr wurde die „Salome“ vom MdbK angekauft, ein Jahr später die im gleichen Jahr vollendete „Kassandra“. Mit beiden Figuren begründete Klinger innerhalb kürzester Zeit seinen Ruf als Bildhauer.

Konzept: Conny S. Dietrich

Max Klinger und Paris

Max Klinger hat von 1883 bis 1887, 1894/95 und von 1900 bis 1902 in Paris, der Metropole der modernen Kunst, gelebt und in einem eigenen Atelier gearbeitet. Diese Jahre waren prägend für sein Schaffen. Er setzte sich dort mit der Malerei des Impressionismus auseinander, entdeckte die Aktmalerei für sich und wurde durch die zeitgenössische französische Bildhauerei beeinflusst. Im Jahr 1900 lernte Klinger Auguste Rodin (1840–1917) persönlich kennen, dessen Werk er bereits bewunderte. Klinger vermittelte Ankäufe befreundeter deutscher Sammler an den französischen Kollegen. Später war er bei der Organisation der ersten Rodin-Ausstellung in Leipzig 1904 behilflich und baute diese selbst auf. 1908 fand eine zweite Ausstellung mit Zeichnungen Rodins in Leipzig statt, aus der als Leihgaben des Musée Rodin, Paris, rund 20 Blätter präsentiert werden, ergänzt durch bedeutende Skulpturen, die Korrespondenzen zum Werk Klingers zeigen. Die Zeichnungen Rodins waren damals aufgrund ihres erotischen Charakters und ihrer formalen Modernität so umstritten, dass eine Ausstellung in Weimar 1906 einen Skandal auslöste, der in der Entlassung des dortigen Museumsdirektors Harry Graf Kessler gipfelte. Vor diesem Hintergrund kann die Ausstellung zwei Jahre später in Leipzig als mutige Entscheidung bewertet werden. Ausgehend von den Rodin-Skulpturen „Der Kuss“ und „Der Mensch und sein Genius“ werden zentrale Themenfelder aufgezeigt, die von beiden Künstlern in ihrer jeweiligen Handschrift behandelt wurden: das Thema des Paares bzw. des Geschlechterkampfes sowie das Thema der kreativen Schöpfung. Außerdem wird Klingers Ausgestaltung der Villa Albers vor Augen geführt, Klingers erstem Gesamtkunstwerk aus Malerei, farbiger Skulptur und Architektur, das er in Paris konzipierte. Dort hatte der Maler und Bildhauer Jean-Léon Gérôme (1824–1904) etwa zeitgleich mit Klinger polychrome Skulpturen geschaffen, die wie Klingers farbige Skulpturen von Teilen der Kunstkritik abgelehnt wurden. Als Beispiel der vielfarbigen französischen Skulptur kann Gérômes eindrucksvolle Büste der Sarah Bernhardt (1844–1923) als Leihgabe aus dem Musée d'Orsay, Paris, gezeigt werden.

Kurator: Dr. Jan Nicolaisen, MdbK

Klingers Treppenhaus-Entwürfe

Anfang 1896 trat die Stadt Leipzig mit Max Klinger wegen einer Ausmalung des Treppenhauses im Museum der bildenden Künste am Augustusplatz in Verhandlung, und Klinger erklärte sich bereit, erste Farbskizzen vorzulegen. Eine Ausmalung des Treppenhauses war seit der Einweihung des Erweiterungsbaus 1886 wiederholt diskutiert worden, jedoch stets halbherzig und ohne Ergebnisse. Ende 1896 präsentierte Klinger einen mehrteiligen Farbwurf, der die Bemalung aller vier Wandflächen einschließlich der Gewölbekehlen bis zum Oberlicht mit Allegorien zu den vier Tageszeiten vorsah. Für die Errichtung eines Hilfsateliers, in dem die riesigen Leinwandbilder gemalt werden sollten, stellte die Stadt neben einem Grundstück einen Zuschuss von 8 000 Mark zur Verfügung. Doch als Klinger noch eine architektonische Marmorrahmung sowie die Aufstellung einer überlebensgroßen Marmorskulptur plante und die Kosten mit 300 000 Mark veranschlagte, stand schnell die Frage der Finanzierung im Raum. Man beauftragte ihn daher zunächst, zu einem der Gemälde einen farbigen Karton in Originalgröße anzufertigen. Diesen legte Klinger aber nie vor. Das Projekt verlief im Sande und wurde spätestens mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs endgültig aufgegeben. Der farbige Gesamtentwurf Klingers hat sich im MdbK erhalten. Er besteht aus vier Leinwandgemälden, den Entwürfen für die vier Wandflächen des Treppenhauses sowie vier konkav gewölbten Holztafeln, die Einzelentwürfe für die dazugehörigen Deckenkehlen darstellen und die für die heutige Ausstellung restauriert wurden. Die acht Einzelteile lassen sich zu einem räumlichen Modell zusammenfügen. Aufgrund des skizzenhaften Charakters der Entwürfe und der nur spärlichen Erläuterungen lässt sich Klingers Bildprogramm nicht in jedem Detail entschlüsseln. Deutlich wird aber, dass Klinger auf der thematischen Basis der Tageszeiten in dem für ihn charakteristischen pluralistischen, bewusst mehrdeutigen Kombinationsverfahren ein Figurenpersonal vorsah, das dem Christentum, der nordischen Sagenwelt, der antiken Mythologie sowie der profanen Welt entsprang.

Konzept: Conny S. Dietrich, Jena



Max Klinger „Alpdruck“, 1878, Tusche laviert, Quelle: MdbK Leipzig.

Käthe Kollwitz und Max Klinger

Käthe Kollwitz (1867–1945) und Max Klinger sind sich nur wenige Male persönlich begegnet. Über einen Besuch Klingers mit seiner Lebensgefährtin Elsa Asenijeff um 1905 in ihrem Atelier schrieb Käthe Kollwitz 1930 im Rückblick aus Berlin an Oskar Zimmermann, den Ehemann von Desirée, der Tochter von Asenijeff und Klinger: „[...] Klinger war der stärkste Eindruck meiner Jugend. Als ich seine Folge ‚Ein Leben‘ das erste Mal in Berlin sah [um 1886/87], wurde er so gehängt, daß man, um ihn zu sehen, in ein entferntes Seitenkabinett gehen mußte, wo er ganz tief und verschämt in der Ecke gehängt war. Doch freilich änderte sich bald alles.



Max Klinger „Tod“ aus „Eine Liebe“, Opus X, 1887, Quelle: MdbK Leipzig.

Als ich ein paar Jahre später in München studierte, wurden die Klingerschen Blätter im Kupferstichkabinett am meisten begehrt, sie waren selten einmal frei, gleich wartete wieder ein anderer junger Künstler auf sie“. Die Einflüsse von Klingers grafischem Œuvre vor allem auf das frühe Radierwerk von Käthe Kollwitz sind bereits in der zeitgenössischen Kunstkritik kontrovers thematisiert worden und werden nun erstmals in einer Ausstellung vertieft und umfassend dokumentiert. Dabei liegen die thematischen Schwerpunkte auf den verbindenden literarischen Einflüssen sowie der theoretischen Beschäftigung mit dem Medium Grafik, insbesondere der Radierung, und ihrer innovativen konzeptionellen und technischen Umsetzung. Das Zentrum des Kapitels bilden Max Klingers Zyklen „Ein Leben“, „Dramen“ und „Eine Liebe“ und Käthe Kollwitz' Folgen „Ein Weberaufstand“, „Bauernkrieg“ sowie Werke aus deren Umkreis. Anhand von Zustandsdrucken, verworfenen Fassungen und den dazugehörigen Druckplatten können u. a. Analogien in den jeweiligen Arbeitsprozessen veranschaulicht werden. Ein Großteil der ausgestellten Werke stammt aus dem Bestand des MdbK und wird ergänzt durch Arbeiten aus den Käthe-Kollwitz-Museen in Köln und Berlin, dem Kupferstich-Kabinett Dresden, der Staatsgalerie Stuttgart, der Kunstsammlung der Akademie der Künste Berlin sowie aus Privatbesitz.

Kuratorin: Susanne Petri, MdbK

„Zelt“: Max Klingers letzter Grafikzyklus

„Ich will ja auch ein Märchen erzählen, und zwar ein richtiggehendes, wo die Köpfe so wenig sicher sitzen, wie die Hemden. Mal rauf, mal runter! Sengen, ein bisschen [sic] morden, ordentlich lieben und lieben lassen[...]“, schrieb Max Klinger im Juli 1914 an den Direktor des Dresdner Kupferstich-Kabinetts Max Lehrs über seinen letzten Grafikzyklus, der erst 1916 abgeschlossen sein sollte. In Klingers ebenso grausamen



Max Klinger, „Zelt“, erstes Titelblatt, 1915, Vignette in Holzschnitt mit Tonunterdruck, Quelle: MdbK Leipzig.

erotik sowie das Verhältnis der Geschlechter verhandeln. Arbeiten auf Papier stehen im Vordergrund. Zeichnung und Grafik spiegeln Klingers Subjektivität am besten wider und erlauben ihm Freiraum für seine Bilderfindungen. In Schwarz und Weiß kann der Künstler persönliche Erlebnisse verarbeiten.

Kuratorin: Dr. Jeannette Stoschek, MdbK

Ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm mit Führungen, Workshops, Podiumsdiskussionen und Gruppenangeboten begleitet die Ausstellung.

Museum der bildenden Künste Leipzig, Katharinenstraße 10, 04109 Leipzig
Telefon 0341-216 990, www.mdbk.de

Öffnungszeiten: Di/Do–So 10–18 Uhr, Mi 12–20 Uhr, Mo geschlossen, Feiertage 10–18 Uhr
Eintritt frei am 1. Mittwoch im Monat

MAX KLINGER

1857 Am 18. Februar wird Max Klinger als zweites von fünf Kindern des wohlhabenden Seifenfabrikanten Heinrich Louis Klinger (1815–1896) und seiner Frau Eva Emilie Auguste Richter (1829–1904) in Leipzig geboren.

1863–1873 Besuch der Bürger- und Realschule, Abschluss mit Reifezeugnis. Max' künstlerische Neigung findet früh Unterstützung durch seine Eltern: Er besucht mit den Brüdern die Zeichenschule des Lehrers Brauer.

1874 Nach Ablehnung an der Königlichen Akademie der Künste in Berlin durch Anton von Werner Beginn des Kunststudiums an der Großherzoglichen Badischen Kunstschule in Karlsruhe bei Ludwig des Coudres (1829–1878) und Karl Gussow (1843–1907).

1875–1877 Anfang Oktober folgt er gemeinsam mit den anderen Schülern Gussow nach Berlin, der dort zur Lehre an der Königlichen Akademie der Künste gerufen worden ist. Beginn der Radiertätigkeit. Klinger beendet die Berliner Akademie mit der Beurteilung „Außer-ordentlich“.

1879 Zwischen April und August Aufenthalt in Brüssel: Schüler des Historienmalers Emile Charles Wauters (1846–1933).

1883 Erster großer Auftrag durch Julius Albers zur Dekoration des Vestibüls der Villa in Steglitz bei Berlin. Atelier in Paris (mit Unterbrechungen bis 1886).

1887 Seit September zurück in Leipzig. Beginn der Freundschaft mit Julius Vogel (späterer Direktor des Museums der bildenden Künste).

1890 Seit Februar Atelier in Rom. Studium der antiken Skulptur. Häufige Ausflüge in die Umgebung Roms und Reisen innerhalb Italiens.

1893 Kündigung des römischen Ateliers zum 1. März. Rückkehr nach Leipzig.

1897 Professor an der Königlichen Akademie der graphischen Künste Leipzig. Ende 1897 lernt Klinger die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Elsa Asenijeff (1867–1941) kennen, mit der ihn eine über 15-jährige Beziehung verbinden wird.

1900 Seit Juni zusammen mit Elsa Asenijeff in Châtillon bei Paris, wo am 7. September die gemeinsame Tochter Désirée zur Welt kommt, die fortan bei einer Pflegemutter aufwächst.

1903 Das Weinberghäuschen in Großjena bei Naumburg wird zum zweiten Wohnsitz.

1905 Auf Klingers Vorschlag wird durch Mittel des Deutschen Künstlerbundes ein Atelierhaus für deutsche Stipendiaten in Florenz, die Villa Romana, erworben.

1919 Rechtsseitige Lähmung durch einen Schlaganfall. Eheschließung mit seinem Modell Gertrud Bock (1893–1932) in Großjena.

1920 Tod am 4. Juli in Großjena, Trauerfeier am 8. Juli ebendort.

Karl Hagemeister im Potsdam Museum – Closed but open

Die Sonderausstellung „... das Licht, das ewig wechselt. Landschaftsmalerei des deutschen Impressionismus“ in Zeiten eingeschränkter Sichtbarkeit

Das Potsdam Museum besitzt in seiner Kunstsammlung einen umfangreichen Werkbestand des bedeutenden Impressionisten Karl Hagemeister, der in der Nähe von Potsdam lebte und zu den Wegbereitern der modernen Landschaftsmalerei in Deutschland zählt. Eine für Potsdam konzipierte Werkschau wurde am 8. Februar 2020 eröffnet, die in einem retrospektiven Überblick das malerische und grafische Schaffen des Künstlers von 1870 bis 1916 vorstellt. In Kooperation mit zwei Partnermuseen, dem Museum Georg Schäfer in Schweinfurt und dem Kunstmuseum Ahrenshoop, wird die Ausstellung anschließend an den beiden weiteren Standorten in Deutschland präsentiert. Die ursprüngliche Idealplanung sah vor, Karl Hagemeister in Deutschland insgesamt über einen Zeitraum von 1 ½ Jahre zu zeigen und die Schau mit der letzten Station in Ahrenshoop am 5. September 2021 enden zu lassen.

Nach einer Vorbereitungszeit von zwei Jahren haben sich die beiden Kuratorinnen, Hendrikje Warmt und Jutta Götzmann, gemeinsam mit dem Museumsteam über den großen Zuspruch gefreut, mit dem die Werkschau zum deutschen Impressionismus in Potsdam an den Start gegangen ist. Aufgrund der Corona-Pandemie musste die Ausstellung am 13. März 2020 geschlossen werden und erzielte in den fünf Wochen Laufzeit eine Besucherresonanz von 7 500 Gästen.



Außenansicht des Potsdam Museums – Forum für Kunst und Geschichte, © Potsdam Museum, Foto: Stefan Gloede.

Dieser Beitrag stellt den Künstler und das Konzept der Ausstellung näher vor, gibt aber auch darüber Auskunft, wie ein Museum derzeit mit der veränderten öffentlichen Sichtbarkeit und Erreichbarkeit umgeht. Sie erfahren, wie gravierend sich eine temporäre Schließung für ein Museum und eine Sonderausstellung mit vielen Leihgaben aus öffentlichen Museen und privaten Kunstsammlungen auswirkt. Zudem informieren wir Sie über eine mögliche Verlängerung der Laufzeit und die derzeitigen Planungen des Museums zu alternativen online-Angeboten.

Karl Hagemeister war Zeit seines Lebens mit dem märkischen Havelland verbunden. In seinem Geburtsort Werder an der Havel hat er – abgesehen von seinen künstlerischen Anfängen bei Friedrich Preller in Weimar und seinen zahlreichen Studienreisen, u. a. nach Rügen, Italien, Holland, Brüssel und Paris – sein Leben verbracht. Hier gelang ihm ein Leben im Einklang mit der Natur, hier fand er die idealen Bedingungen für seine künstlerische Ausrichtung. Die Mark Brandenburg mit ihren vielen Seen, Sumpfbereichen und weiten Wiesenlandschaften wurde zwischen 1878 und 1881 auch mehrfach der gemeinsame Studienort von Karl Hagemeister und seinem Wiener Künstlerfreund Carl Schuch. Darauf folgten Jahre des einsamen, intensiven Naturstudiums und die Loslösung von der malerischen Auffassung seiner bis dahin wegbestimmenden Zeitgenossen. Es ist bezeichnend für Karl Hagemeister, dass er seine Idee, seine malerische Intuition und seinen vollkommen eigenständigen, unverwechselbaren künstlerischen Ausdruck rein aus der Naturbeobachtung des lokalen märkischen Raumes entwickelte. Sein Leben und Denken war in den folgenden Jahrzehnten tief vom Naturgedanken des Impressionismus durchdrungen. Auf einzigartige Weise entwickelte sich Karl Hagemeister zu einem der wichtigsten Wegbereiter der modernen Landschaftsmalerei und zugleich zu einer ihrer markantesten Künstlerpersönlichkeiten.



Rundgang anlässlich der Eröffnung der Karl Hagemeister-Ausstellung, die Kuratorinnen Jutta Götzmann und Hendrikje Warmt im Gespräch mit der Potsdamer Beigeordneten für Bildung, Kultur, Jugend und Sport Noosha Aubel, © Potsdam Museum, Foto: Stefan Gloede.

Das Potsdam Museum würdigt das bedeutende Vermächtnis Hagemesters mit einer umfassenden Retrospektive. Neben Leihgaben von Ölgemälden, Pastellen und zeichnerischen Arbeiten aus musealen Beständen beispielsweise der Nationalgalerie, dem Kupferstichkabinett Berlin, dem Georg Schäfer Museum Schweinfurt, dem Bröhan-Museum und dem Museum der bildenden Künste Leipzig wird auch der wertvolle Karl Hagemester-Bestand des Potsdam Museums ausgestellt. In der Öffentlichkeit noch nie gezeigte Werke aus privaten Kunstsammlungen konnten für die Werkschau auf allen drei Stationen zusätzlich gewonnen werden.

88 Arbeiten sind auf der ersten Schau des „Hagemester Reigens“ zu sehen, darunter 18 bedeutende Gemälde weiterer Künstler, angefangen von Friedrich Preller d. Ä., Carl Schuch, François Daubigny, Max Liebermann, Lovis Corinth, Max Slevogt, Lesser Ury bis hin zu Walter Leistikow, welche die Entwicklung der modernen Landschaftsmalerei zur Jahrhundertwende veranschaulichen. Eine vergleichende Gegenüberstellung des Malers Hagemester und seiner Zeitgenossen wird anhand von ausgewählten Öl- und Pastellarbeiten möglich.

„...das Licht, das ewig wechselt“ gibt die selbst formulierte künstlerische Auffassung von Karl Hagemester um 1884 wieder, die eingehend die Intention des Malers, Naturphänomene darzustellen, verdeutlicht – schnell, getreu gezeichnet: etwas nicht Fassbares, ja Unbeständiges in seiner Form- und Farbgebung aufzuzeigen, wie Licht, Wind oder Wolken. Es sind die Gedanken eines noch Suchenden, der wie viele moderne Künstler seiner Zeit das unmittelbare Skizzieren in der Natur als bildwürdiges Sujet begriff.

Blickt man auf die Resonanz seiner künstlerischen Arbeit, die ab 1912 deutschlandweit erfolgte, sowie auf die Stimmen der Zeitgenossen und die persönlichen Kontakte Hagemesters, die ihn im Kreis der Secession



Vorbereitungen für Filmaufnahmen mit dem rbb, die Kuratorinnen Jutta Götzmann und Hendrikje Warmt im Gespräch mit dem Sammler Martin Wallroth, © Potsdam Museum, Foto: Anke Stemmann.

fest verordnen, muss er zweifelsohne als deutscher Impressionist bezeichnet werden. Der Leibl-Kreis prägte seine künstlerischen Anfänge, in Frankreich hat er Courbet und Manet studiert, und in seiner märkischen Heimat unterhielt Hagemeyer Kontakte zu zahlreichen Impressionisten. Aus dem künstlerischen Nachlass konnte erstmals für die Ausstellung ein bislang unbekanntes Notizbuch ausgeliehen werden, das sein Netzwerk zum Künstlerkreis des deutschen Impressionismus belegt: „Am 23. April 1921 war Corinth bei mir, um zu besprechen wann und wie er mich malen kann. [...] Ich zeigte ihm den Keller Seebilder, Hirsche, Wald, Pastelle, Zeichnungen, damit er einen Eindruck haben sollte. Er bedauerte, daß wir uns nicht schon vor 40 Jahren begegnet waren, in der Zeit, wo er furchtbar niedergeschlagen gewesen wäre“.

Etlche Seiten später beschreibt Hagemeyer den Besuch von Max Liebermann in Werder: „Liebermann bei mir. Am 28. September vormittags war ich an der Havel. Da sagte mir Frau Spinde, daß ich Besuch habe. Ich ging rauf und vor Gartenschlägers kamen 3 Herren: Liebermann, Paul Cassirer und Ulrich Hübner. Sie sahen im Keller die großen Landschaften an – Kolossale Energie. Die Seestücke alle gezeigt. Cassirer will eine Ausstellung machen, wozu ich im Katalog die Einleitung schreiben soll. Liebermann will Bilder in die Ausstellung der Academie haben“.

Wie groß das Interesse Hagemeyers an Liebermann war und wie intensiv sich Liebermanns Wertschätzung äußerste, zeigen einerseits seine Aufzeichnungen, andererseits Hagemeyers Atelierbesuche bei Liebermann und die Briefkorrespondenz. Liebermann ist auch der Initiator für die Ernennung Hagemeyers zum Ordentlichen Mitglied der Preußischen Akademie der Künste Berlin 1923, auf die eine Ausstellung in der Nationalgalerie anlässlich seines 75. Geburtstag folgt. Deren Direktor Ludwig Justi hatte den größten



Filmaufnahmen zum virtuellen Ausstellungsrundgang: Die Kuratorinnen Jutta Götzmann und Hendrikje Warmt mit Martin Leeder und Matthias Reichshof vom Medieninstitut Potsdam, © Foto: Potsdam Museum, Anke Stemmann.

Saal der Nationalgalerie ausgeräumt und eine durchgehende Reihe Wellenbilder gehängt – „es ergab eine Wirkung sondergleichen“. Aus seiner brieflichen Danksagung an Liebermann spricht die Freude über die lang ersehnte Wertschätzung: „Es ist für mich die Anerkennung meines Lebenswerks durch die berufene Stelle. Mit stiller Freude denke ich auch daran, daß die Nationalgalerie von mir jetzt 6 Bilder und 20 Zeichnungen hat. [...] Nie hätte ich gedacht und gehofft, daß meine Kunst so geachtet würde“.

Hagemeister gehörte als Mitglied der Berliner Secession selbst zu der Künstlervereinigung, die den Stil des Berliner Impressionismus entscheidend prägte – dies veranschaulicht sehr eindrücklich ein Themenraum innerhalb der Potsdamer Ausstellung. Es ist ein Grundzug des Konzepts, das neben der monographischen Ausrichtung auch Räume des Dialogs einer impressionistischen Vertiefung dienen.



Karl Hagemeister, „Winterlandschaft (Rauhreif)“, um 1910, Pastell auf Leinwand, 75 x 109 cm, Potsdam Museum, © Potsdam Museum, Foto: Michael Lüder.

Auf zwei Etagen zeichnet die Ausstellung in Potsdam die Künstlerpersönlichkeit Karl Hagemeisters nach und lässt erlebbar werden, wie er auf das Studieren der Naturerscheinungen bei unterschiedlichsten Wetter- und Stimmungslagen und der Übertragung nahansichtiger Landschaftsausschnitte in gestisch erlebbare, atmosphärisch aufgeladene farbliche Tonwelten fokussierte. Hagemeister selbst verwandte den Ausdruck des Stimmungstons bzw. der Stimmungsmalerei. Der bildliche Ausdruck galt dem Lebendigen der Natur, den Reflexen des Lichts, der Bewegung des Windes, der Atmung des Waldes – oder, wie es Hagemeister ausführte: „Es war mir nun auch möglich, das ‚Schweigen im Walde‘ zu malen, ‚die Sehnsucht nach Werder‘, den ‚erwachenden Mohn‘, die ‚schlafenden Teichrosen‘...“.

Die Malerei Hagemeysters ist eine überaus sinnliche, emotional und gestisch aufgeladene Malerei, die vom Eindruck des Originals lebt. Dieser Eindruck sollte in einem üppigen Begleitprogramm vertieft werden, das in Kooperation mit dem Museum Barberini die Gegenüberstellung zwischen deutschem und französischem Impressionismus erfahrbar gemacht hätte. Zudem waren zahlreiche Art Talks vorgesehen, die auch die Partnermuseen in Schweinfurt und Ahrenhoop vorgestellt oder zusammen mit dem Auktionshaus „Ketterer Kunst“ das Thema des Kunstmarktes beleuchtet hätten. Nun stellt sich nach der abrupten temporären Schließung die Frage: Wie geht man als Museum mit dem derzeitigen Stillstand um?

Die wichtigste Herausforderung für Kultureinrichtungen ist derzeit, sichtbar zu bleiben. So sind wir derzeit als Potsdam Museum mit Umplanungen beschäftigt und versuchen, die Dauer der Leihgaben mit den Museen und Privatleihgebern neu zu verhandeln und die Transportplanung aus den vertraglichen Verbindlichkeiten zu lösen, um die Ausstellung möglichst bis Mitte September 2020 zu verlängern. Dies bedarf auch neuer Zeitpläne für die eigenen Folgeausstellungen. Zudem sind Absprachen mit der nächsten Station notwendig, denn die Karl Hagemeyer-Schau wird anschließend im Herbst in Schweinfurt gezeigt.

Um die hohe Aufmerksamkeit auf unser Thema des deutschen Impressionismus aufrecht zu halten, haben wir alternative Formate für die Museums-Website und die Sozialen Netzwerke entwickelt. Unter den jeweiligen Hashtags #closedbutopen und #KarlHagemeyer bieten wir einen Einblick in die Ausstellungsräume mit kurzen Themenbeiträgen oder stellen einzelne Werke des Künstlers vor. Zudem haben die Vorbereitungen für einen virtuellen Ausstellungsrundgang begonnen, der unsere Besucherinnen und Besucher zuhause erreicht. Als Kuratorenteam führen Hendrikje Warmt und Jutta Götzmann durch die Ausstellung und nehmen in mehreren Interviews zum Künstler, zum Lebenslauf, zu den Ausstellungsthemen und den Künstlerkontakten Hagemeysters Stellung, die ein Team vom Potsdamer Medieninstitut filmt und als Video-Clips produziert. Diese sind dann auf der Website des Museums, auf Online-Plattformen wie YouTube und Vimeo sowie in den Sozialen Netzwerken präsent.

Die Museumspädagogin des Hauses hat Angebote für Familien und Kinder vorbereitet. So bieten wir eine virtuelle Schnitzeljagd durch die Hagemeyer-Ausstellung an. Die „Actionsbound“ ist eine kostenlose App, die heruntergeladen und bequem zu Hause auf dem Sofa mit dem Handy oder Tablet gespielt werden kann. Auch partizipative Projekte wenden sich an die kleinen und großen Kunstinteressierten zuhause. Mit Preisen aus unserem Merchandising-Shop animieren wir zum Mitmachen, beispielsweise, wenn die Fragestellung unter dem Hashtag #HagemeyerMoment lautet, den persönlich schönsten Moment mit uns zu teilen. Das kann eine Erinnerung an die Kunst, an den Besuch der Ausstellung oder ein Naturerlebnis sein.

Alle diese Maßnahmen weiten in der temporären Schließungszeit das kreative Spektrum der Ausstellung und bereiten alle Kunstfreunde des Potsdam Museums auf den Moment vor, wenn die Ausstellung zum Werderaner Ausnahmekünstler wieder an den Start gehen kann. Bis dahin verweisen wir neben den digitalen Angeboten auf den umfangreichen Begleitkatalog zur Ausstellung, der mit zahlreichen Essays und vielen großformatigen Abbildungen im Wienand-Verlag in Köln erschienen ist und über das Museum bestellt werden kann.

Jutta Götzmann

Potsdam Museum – Forum für Kunst und Geschichte
Am Alten Markt 9, 14467 Potsdam
Telefon 0331–28 96 868
www.potsdam-museum.de

„...die Wiege des Schrift- und Druckwesens der Menschheit“

Das Chinesische Gelehrtenhaus im Deutschen Buch- und Schriftmuseum

Das Deutsche Buch- und Schriftmuseum der Deutschen Nationalbibliothek – 1884 in Leipzig gegründet und damit das älteste Buchmuseum der Welt – ist eine „Schatzkiste“ der Buch- und Schriftkultur. Ob frühe Hieroglyphenschriften aus Ägypten, Keilschriftarchive aus dem Iran, mittelalterliche Handschriften aus Heidelberg oder E-Books aus Kalifornien, ob Wachstafeln, Druckmaschinen, Schnellpressen oder frühe Zeugnisse der Telephonie, ob die weltweit größte Wasserzeichensammlung oder die Dokumentsammlung zu 500 Jahren Buchhandelsgeschichte: Das Museum schaut mit seinen Beständen zurück auf 5 000 Jahre Mediengeschichte, wirft zusammen mit seinem Publikum aber auch einen Blick in die Zukunft der Medien. Ein herausragendes Ensemble seiner ca. 1,3 Millionen Objekte umfassenden Sammlung ist das Chinesische Gelehrtenhaus, das seit mehr als 100 Jahren zu den Beständen des Museums gehört. Dieses Objekt steht nicht nur für ein herausragendes Stück chinesischer Kulturgeschichte, sondern spiegelt auch die wechselvolle Geschichte des Deutschen Buch- und Schriftmuseums in Leipzig.

Die erste und letzte Weltausstellung des Buches

Anlass für den Bau des Gelehrtenhauses war die „Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik“ (Bugra), die 1914 kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs in Leipzig eingeweiht wurde. Die Bugra war die erste und letzte Weltausstellung des Buches, die nicht zufällig in Leipzig stattfand, war die Stadt um 1900 doch das deutsche, wenn nicht europäische Zentrum des Buchgewerbes.

Die Präsentation des Gelehrtenhauses auf der Bugra ist ein eindrucksvolles Zeugnis der Begeisterung für asiatische Kulturen, die in Europa am Beginn des 20. Jahrhunderts bereits eine lange Tradition besaß. Eine Reihe von Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts griffen diese Neugier auf das Exotische und Fremde auf und gaben den Präsentationen Chinas breiten Raum. Die China-Begeisterung wurzelte in der langen stilistischen Tradition der chinesischen Kunst und in dem hohen Niveau der kunstgewerblichen Produktion des Landes: chinesisches Porzellan, Seide, Möbel und Druckgrafik hatten großen Einfluss auf die europäische Kunst des 19. Jahrhunderts, vor allem des Impressionismus und Symbolismus. Außerdem heißt es im Katalog der Gesamtausstellung: „In einer auf Ausstellungen noch nie gezeigten Vollständigkeit wird hier eine Kultur lebendig, die als älteste Heimat der Erfindung des Papiers und des Buchdrucks die Wiege des Schrift- und Druckwesens der Menschheit genannt zu werden verdient“.



Grillenkäfig, China, vor 1914, Quelle: Deutsche Nationalbibliothek, Foto: Punctum/Bertram Kober.

Das Chinesische Gelehrtenhaus

Das Bauensemble suchte hinsichtlich des Aufwandes in Konzeption und Gestaltung auf der Bugra seinesgleichen. Das Chinesische Gelehrtenhaus steht als prominentes Beispiel für das Anliegen, fremde Kulturen anschaulich, aber zugleich mit dem Anspruch auf Authentizität darzustellen. Der pädagogische Ansatz, der dem Bau des Bauensembles zugrunde lag, findet sich in den „Tagesnachrichten“ der Bugra beschrieben: „Dieses Haus ist erbaut, um einerseits das Milieu zu zeigen, in dem der chinesische Gelehrte arbeitet, und andererseits zu zeigen, wie er hierbei von Schrift und allem, was mit ihr zusammenhängt (Rebus, Rollenschrift, Inschrift usw.) umgeben ist.“ Fast alle Bauteile des Hauses (Wände, Türen und Fenster) und die Möbel wurden direkt aus China importiert.

Das Ensemble rund um das Gelehrtenhaus war Mittelpunkt der Gesamtpräsentation Chinas auf der Bugra: Ein kleiner, in Deutschland entworfener Tempel für den „Literaturgott“ und seine Nebengötter fanden sich dort ebenso wie eine „Wahrsagebude“. Zum Gelehrtenhaus selbst führte eine Abfolge von kleinen Höfen. Der Besucher betrat durch eine Tür mit Sinnprüchen zunächst einen Vorhof, durchquerte ein zweites „Gelehrtentor“ und kam dann in den inneren Hof des Hauses, bevor er das eigentliche Gelehrtenhaus betrat. Das Gelehrtenhaus wiederum gliederte sich in drei Räume. In der Mitte befand sich das Empfangszimmer, das vor allem durch ein großes, von außen beheizbares Sofa-Bett, dem „Kang“, geprägt wurde. Rechts davon fand sich ein eigenes Studierzimmer mit Schreibgeräten, Büchern und Schriftrollen. Links vom zentralen Raum war ein Musikzimmer mit Musikinstrumenten und Gemälden ausgestattet.

Wesentliche Teile des Ensembles befinden sich noch heute in den Beständen des Deutschen Buch- und Schriftmuseums der Deutschen Nationalbibliothek und vermitteln einen Eindruck von der präsentierten Objektwelt: Neben zahlreichen Bild- und Schriftrollen eine große Anzahl von hölzernen Wandgefächern, zwei mit chinesischen Schriftzeichen verzierte Türflügel aus schwarz und rot getünchtem Holz und eine Tigerkopfstele, aber auch die Rinde von Baumstämmen imitierende Zierkacheln, Pinselhalter, ornamentierte Tuschereibsteine, Wasserpfeifen und ein Grillenkäfig. Das Zirpen der gefangen gehaltenen Grille diente dem chinesischen Gelehrten, so die Überlieferung, als Inspirationsmittel.



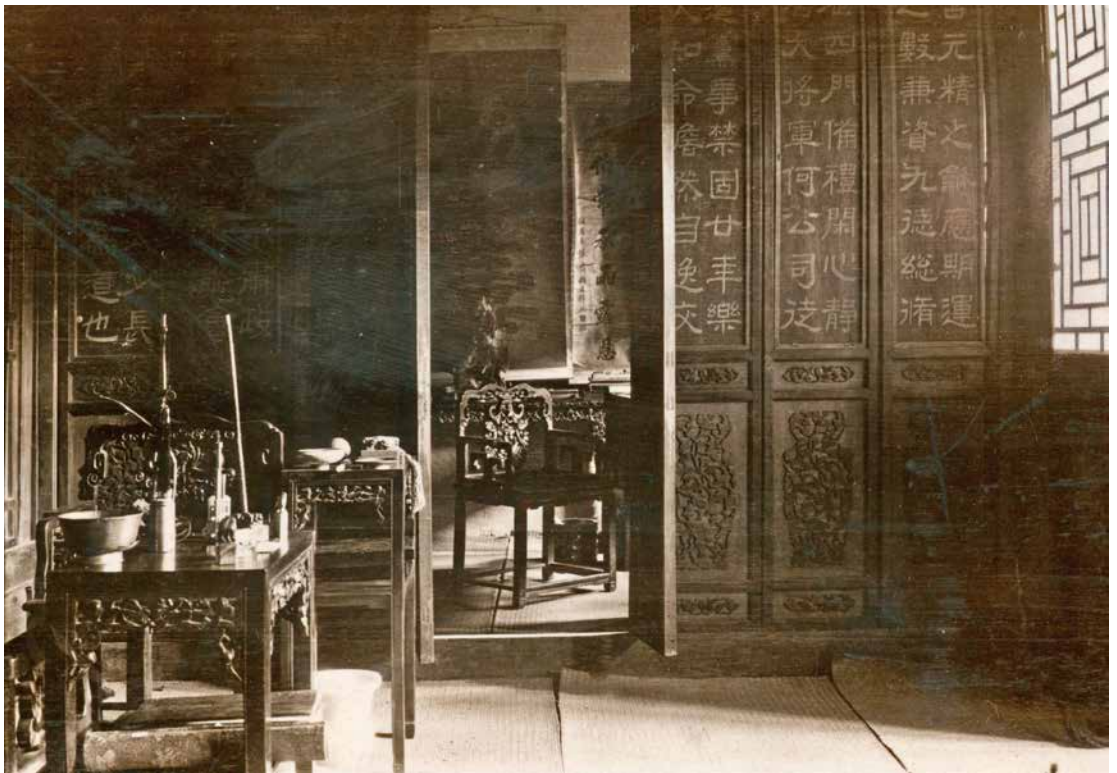
Pinselhalter als Rundplastik mit ausgearbeitetem Dornenzweig, China, vor 1914, Quelle: Deutsche Nationalbibliothek, Foto: Punctum/Bertram Kober.

Das Chinesische Gelehrtenhaus – Zeuge eines wechselvollen Jahrhunderts

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs führte zu einer überwiegend chaotisch ablaufenden Auflösung der „Weltausstellung des Buches“. Auch das Gelehrtenhaus als Gesamtensemble wurde Opfer der kriegerischen Umstände. 1915 nahm es noch in der wesentlich erweiterten neuen Dauerausstellung des Deutschen Buchgewerbe- und Schriftmuseums einen bedeutenden Platz ein. Nach dem Umzug des Hauses 1918/19 wurde das Ensemble verkleinert, schließlich wurden 1943 große Sammlungsteile des Buchmuseums bei den schweren alliierten Bombenangriffen im Dezember 1943 zerstört, darunter auch Teile der chinesischen Sammlung, die auf der Bugra präsentiert wurde. Einige Teile des Gelehrtenhauses hatten in Kisten verpackt den Krieg jedoch überstanden. Anderes war zerstört oder beschädigt. Die Zierkacheln zeigen heute noch Brandspuren, die von der Zerstörung großer Teile der Sammlung des Buchmuseums im Zweiten Weltkrieg zeugen.

Nach dem Krieg wurde das Museum 1950 Teil der Deutschen Bücherei. Drei Räume standen dem Museum zur Verfügung. An einen Aufbau von Teilen des geretteten Ensembles war angesichts des knappen Raumangebotes nicht zu denken.

1963 bezog das Museum in der Deutschen Bücherei neue und erweiterte Arbeits- und Ausstellungsräume. Die im selben Jahr eröffnete Dauerausstellung war als „Lehrschau“ aufgebaut, d. h. sie bediente sich zahlreicher Reproduktion und Infografiken, um historische Kontexte der Buch- und Schriftgeschichte illustrieren zu können. So verwundert es nicht, dass das Gelehrtenhaus als eigenständige Inszenierung in der Beschreibung der neuen Dauerausstellung nicht mehr auftauchte. Das chinesische Schrift- und Buchwesen wurde lediglich noch in einer Vitrine gezeigt, in der jedoch einzelne Objekte des Gelehrtenhauses zu finden waren, z. B. Schreibutensilien und Schriftrollen.



Historische Fotografie des chinesischen Gelehrtenhauses, Innenraum, Leipzig, 1914,
Quelle/Foto: Deutsche Nationalbibliothek.



Türen mit Schriftzeichen aus dem chinesischen Gelehrtenhaus, China, vor 1914, Quelle: Deutsche Nationalbibliothek, Foto: Punctum/Bertram Kober.



Museumsschild, vermutlich vom chinesischen Gelehrtenhaus, China, vor 1914, Quelle: Deutsche Nationalbibliothek, Foto: Punctum/Bertram Kober.

In Vorbereitung auf die Ausstellung anlässlich des 100. Jahrestags der Bugra im Jahr 2014 erfolgten umfangreiche Recherchen in den Beständen des Deutschen Buch- und Schriftmuseums, um nicht nur die Geschichte des Ensembles, sondern auch Teile des Gelehrtenhauses wieder zusammenzuführen. Dank der guten musealen Überlieferungssituation kann das Ensemble des Gelehrtenhauses heute detailliert rekonstruiert werden. Die erhaltenen archivalischen Dokumente und Zeichnungen erlauben es, das Schicksal des chinesischen Gelehrtenhauses und seiner Teile nachzuvollziehen.

2020 schließlich erfährt das Gelehrtenhaus unter dem Titel „Grillenkäfig und Wasserpfeife: Das Chinesische Gelehrtenhaus. Ein Kulturexport um 1900“ eine eigene Präsentation, die Teil einer Ausstellungstrios unter dem Titel „China in Leipzig“ ist, welche anlässlich des im September in Leipzig stattfindenden EU-China-Gipfels gezeigt wird.

Stephanie Jacobs, Stefan Paul-Jacobs

Ausstellung „Grillenkäfig und Wasserpfeife: Das Chinesische Gelehrtenhaus. Ein Kulturexport um 1900“ voraussichtlich ab September 2020: Deutsche Nationalbibliothek, Deutsches Buch- und Schriftmuseum, Deutscher Platz 1, 04103 Leipzig, Tel. 0341-2271-0, www.dnb.de

Aktuelle Informationen unter:

https://www.dnb.de/DE/Kulturell/Kabinettausstellung/kabinettausstellung_node.html

Literatur:

Ernst Fischer, Stephanie Jacobs (Hg.), Die Welt in Leipzig – Bugra 1914, Hamburg 2014.

Geschichten, die fehlen

Eine Ausstellung im Stadtmuseum Halle

Die Sonderausstellung mit dem Titel „Geschichten, die fehlen“ fügt der Geschichte von Halle (Saale) auf eine selbstverständliche Art und Weise eine neue Perspektive hinzu. Für die Themenwahl wie die besucherorientierte Umsetzung gibt es in deutschsprachigen Museen bislang nur wenige Beispiele. Im Mittelpunkt der Ausstellung steht ein Thema, das mindestens zehn Prozent der Bevölkerung betrifft, welches viele aus ihrem Umfeld kennen, wenn sie nicht selbst betroffen sind. Obwohl es jede und jeden täglich treffen kann, ist es ein randständiges, ein Nischen- und ein Minderheitenthema. Auch in den Museen spielt es bislang oft eine untergeordnete Rolle, d. h. vielfach findet es in den Sammlungen und Ausstellungen wenig Niederschlag. Es geht um Menschen mit Beeinträchtigungen und ihr Leben in Vergangenheit und Gegenwart.

„Geschichten von heute“

Die Ausstellung „Geschichten, die fehlen. Vom Leben mit Beeinträchtigungen“ präsentiert sich in einem gegenwartsbezogenen und einem historischen Teil. Erzählt werden 35 „Geschichten von heute“ und 15 „Geschichten von früher“. Den aktuellen Ausstellungsteil – gefördert durch den Fonds „Stadtgefährten“ der Kulturstiftung des Bundes – hat das Stadtmuseum Halle gemeinsam mit betroffenen Menschen erarbeitet. Ein halbes Jahr lang fand im Stadtmuseum ein Stammtisch statt, bei dem das Team des Stadtmuseums und Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen sich trafen. Diese waren eingeladen, ein Objekt mitzubringen, das für sie und ihr Leben mit Beeinträchtigung in Halle von Bedeutung ist. Die Projektteilnehmerinnen und -teilnehmer haben die Objekte vorgestellt und ihre Geschichten erzählt. Im weiteren Verlauf der Tischrunden tauschten sie sich lebhaft aus. Besonders bemerkenswert daran war, dass die Beteiligten unabhängig von ihrer Beeinträchtigung miteinander ins Gespräch kamen, mit Hilfe einer Gebärdensprachdolmetscherin und eines Gebärdensprach-



Blick in die Ausstellung „Geschichten, die fehlen“. Quelle: Stadt Halle (Saale), Foto: Thomas Ziegler.

dolmetschers selbst gehörlose mit blinden Menschen. In der Ausstellung werden Objekte und Geschichten von 35 Menschen in alphabetischer Reihenfolge ihrer Namen präsentiert: von der nicht-beeinträchtigten Kunst- und Medienpädagogik-Studentin Friede Achterholt, die Franz Marcs Gemälde „Die weiße Katze“ für das Kunstmuseum Moritzburg in ein textiles Tastrelief übertragen hat, bis Uwe Willamowski, seit einer Hirnblutung auf den Rollstuhl angewiesen und Vorsitzender des Allgemeinen Behindertenverbands in Halle e. V., der ein Geschenk an ihn ausgewählt hat aus der Zeit, als er noch Leistungssportler und in Italien ansässig war. Vertreten sind blinde und sehbeeinträchtigte, gehörlose und schwerhörige, mobilitätseingeschränkte sowie geistig und psychisch beeinträchtigte Menschen. Es sind Menschen, die sich nicht auf ihre Beeinträchtigung reduzieren lassen, deren Leben wie das von nicht-beeinträchtigten Menschen durch Familie, Beruf, Freizeit, Freundschaften, Interessen, Ehrenamt usw. bestimmt wird und die täglich darum kämpfen, es selbstbestimmt zu führen.

„Geschichten von früher“

Die Leitfragen für den historischen Ausstellungsteil – gefördert durch das Land Sachsen-Anhalt – lauteten: Was ist über beeinträchtigte Menschen in der Stadtgeschichte von Halle bekannt? Wie haben sie gelebt und wie war der Umgang mit ihnen? Ausgangspunkt der Recherche waren vier Objekte bzw. Objektgruppen in der Sammlung des Stadtmuseums, ein Siegelstempel der „Provinzial-Taubstummenanstalt“ Halle von ca. 1890, eine Fahنشleife des sogenannten Taubstummen-Turnvereins von 1913, über 200 Fotografien des „Heims für taubstumme Mädchen“ von ca. 1930 sowie Werke des an Kinderlähmung erkrankten haleschen Malers Helmut Schröder (1910–1974). Im Laufe eines halben Jahres wurden nicht nur diese Objekte und ihre Zusammenhänge beforscht, sondern auch weitere mögliche Themen und Ausstellungsstücke ermittelt: in Einrichtungen wie dem Stadtarchiv Halle und dem Berufsförderungswerk Halle für blinde und sehbehinderte Menschen, bei Vereinigungen wie dem Gehörlosen Sport- und Bürgerverein Halle/S. 1909 e. V. oder Privatpersonen wie dem Ehepaar Dr. Edeltraud und Wilhelm Faßhauer, das in den 1980er Jahren eine Interessenvertretung für Multiple Sklerose-Kranke in Halle mitgegründet hat. Danach erwiesen sich 15 Geschichten als tragfähig, um in der Ausstellung aufgegriffen zu werden – vom haleschen Original Zither-Reinhold, dem geistig beeinträchtigten Stadtmusikanten Reinhold Lohse (1878–1964), dem die Stadt Halle ein Denkmal gesetzt hat, bis zur Gründung des Blinden- und des Gehörlosenverbands der DDR innerhalb von einer Woche 1957 in Halle. Aus den anfänglich vier Objekten bzw. Objektgruppen sind 90 geworden, die im Original oder als Reproduktion in der Ausstellung gezeigt werden. Der zeitliche Bogen reicht von der Jungsteinzeit bis zum Ende der DDR, berührt das Zeitalter der Aufklärung und hat seinen Schwerpunkt im 19. und 20. Jahrhundert.

Versucht wurde, die Vorreiterrolle, die Halle immer wieder einnahm, wenn es um Menschen mit Beeinträchtigungen ging, herauszuarbeiten. So gilt das 1914 eröffnete „Heim für taubstumme Mädchen“ mit dem Zweck, mittellosen gehörlosen Mädchen eine hauswirtschaftliche Ausbildung und eine Lehre als Damenschneiderin zu ermöglichen, als erste Einrichtung seiner Art in Deutschland. Die Ausstellung verschweigt aber nicht, dass Halle auch im negativen Sinn Vorreiter war. So kamen die drei Tötungsärzte, die 1940 maßgeblich an der Ermordung von ca. 10 000 beeinträchtigten Menschen in der ersten von den Nationalsozialisten initiierten Tötungsanstalt in Deutschland, Grafeneck, beteiligt waren, aus Halle.

Ein zentrales Anliegen des historischen Ausstellungsteils ist es, analog zu „Geschichten von heute“, Lebenswege von beeinträchtigten Menschen in der Geschichte von Halle sichtbar zu machen – so fragmentarisch sie auch sein mögen –, so die des ersten und langjährigen Vorsitzenden des Taubstummen-Turnvereins Otto Keilwagen (1885–1960), der mit drei Jahren sein Gehör verlor, in Halle die Taubstummenanstalt besuchte und eine Holzbildhauerlehre machte.

Viele der Geschichten, die bislang erforscht werden konnten, sind neue Beiträge zur Stadtgeschichte von Halle. In der Zusammenschau stößt man auf vergleichsweise viele Kriegsbeschädigte des Ersten und des Zweiten Weltkriegs wie auch Fälle von Menschen, die Opfer der nationalsozialistischen Vernichtung wurden, darunter auch Kriegsbeschädigte des Ersten Weltkriegs. Als ein weiteres zentrales Thema lässt sich Ausbildung und Berufstätigkeit beeinträchtigter Menschen und damit die Möglichkeit, selbst für den eigenen Lebensunterhalt zu sorgen, feststellen.

Das Stadtmuseum Halle versteht „Geschichten von früher“ als einen Anfang. Für die weitere Erforschung des Themas durch das Stadtmuseum selbst oder andere Akteure der haleschen Stadtgeschichte und darüber hinaus haben die Recherchen eine ganze Reihe von Anhaltspunkten ergeben, denen nachzugehen wünschenswert erscheint.



Darstellung der Geschichte des „Heim für taubstumme Mädchen“. Quelle: Stadt Halle (Saale), Foto: Thomas Ziegler.

Barrierearme Zugänge

Was die Ausstellung neben der Themenwahl besonders macht, sind – wie bereits in der stadtgeschichtlichen Dauerausstellung „Entdecke Halle!“ des haleschen Stadtmuseums – die zahlreichen Angebote, die beeinträchtigten Menschen ermöglichen, sich die Ausstellung selbstständig zu erschließen. Die Ausstellungstexte sind für geistig beeinträchtigte Menschen in Leichter Sprache verfasst. Wer sie lieber in sogenannter „schwerer Sprache“ lesen möchte, kann auf ein Begleitheft zur Ausstellung zurückgreifen. Für blinde und sehbeeinträchtigte Menschen – wie für alle anderen Besucherinnen und Besucher auch – gibt es zahlreiche Objekte, die ertastet werden können. Eine taktile Leitlinie führt durch die Ausstellung und zu den Tastobjekten. Die Inhalte werden blinden und sehbeeinträchtigten Menschen in einer Hörführung vermittelt. Gehörlosen dienen hierfür Gebärdensprachvideos, die auf ein Multimediagerät aufgespielt sind. Schließlich berücksichtigt die Ausstellungsarchitektur auch die Bedürfnisse von Rollstuhlfahrerinnen und -fahrern, was Durchfahrbreite, Sichthöhen und Unterfahrbarkeit angeht.

Susanne Feldmann

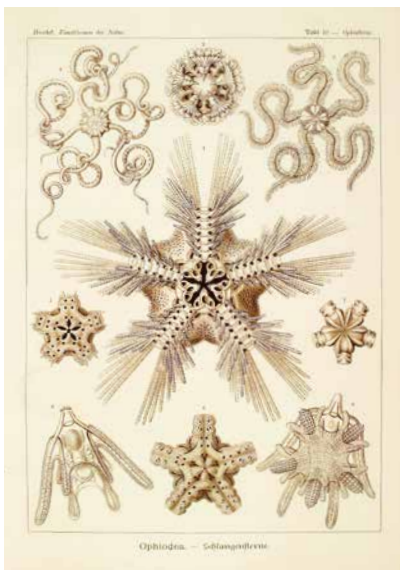
Ausstellung „Geschichten, die fehlen“ voraussichtlich bis Juli 2020 im Stadtmuseum Halle
 Große Märkerstraße 10, 06108 Halle (Saale), Telefon 0345-221 30 30
<https://geschichten-die-fehlen.de>
 Öffnungszeiten: Di–So, 10–17 Uhr

Schönheiten des Meeres

Zeichnungen von Ernst Haeckel und Fotografien von Werner Fiedler

Ernst Haeckel (1834–1919), der bekannte Verfechter von Charles Darwins Evolutionstheorie, ist schon seit hundert Jahren tot. Seine Polemiken gegen Rudolph Virchow in der „Affensache“, also der natürlichen Entwicklung des Menschen aus dem Tierreich, machten ihn berühmt. Er sollte recht behalten und dieser Theorie in Deutschland zum Durchbruch verhelfen. Das Merseburger Gymnasium, in dessen „Klasse V“ er 1843 eingeschrieben wurde, erhielt ihm zu Ehren später seinen Namen. Das Buch mit der Schülerliste blieb erhalten und wird, auf der richtigen Seite aufgeschlagen, in der Ausstellung gezeigt. Es ist sozusagen eine Merseburger Reliquie in punkto Ernst Haeckel. Immerhin muss das Gymnasium eine solide allgemeine und naturwissenschaftliche Ausbildung vermittelt haben, die auch die schöngeistige und künstlerische Begabung Haeckels förderte. Die genaue Beobachtung der Natur und kritisches Denken zeitigten in seiner Tätigkeit als Meeresbiologe wissenschaftliche und publizistische Erfolge. Er beschrieb bis dahin unbekannte Arten und erkannte die natürliche Entwicklung neuer Arten aus alten und deren Verwandtschaften.

Doch ist es keine biografische Ausstellung über Ernst Haeckel, die hier gezeigt wird. Im Meer gibt es nämlich besondere Lebewesen, die nicht nur wie die Wirbeltiere einfach symmetrisch aufgebaut sind, sondern vielfach symmetrisch. Die Natur entwickelte ein verblüffendes System, das durch seine Regelmäßigkeit und Vollkommenheit eine rätselhafte Ästhetik aufweist. Wegen des wissenschaftlichen Austauschs war das genaue Zeichnen der gefundenen Artefakte ohnehin notwendig, aber Ernst Haeckel fühlte sich herausgefordert, die vorgefundene Welt künstlerisch ansprechend in der ihr eigenen Harmonie darzustellen. In seiner Reihe „Kunstformen der Natur“ werden über hundert Bildtafeln gezeigt, die nicht nur streng wissenschaftlichen, sondern auch künstlerischen und ästhetischen Ansprüchen genügen. Insgesamt entstanden mit Hilfe des Jenaer Lithografen und Druckerei-Inhabers Adolf Giltch über tausend kolorierte Stahlstiche und Lithografien, von denen eine Auswahl großformatiger Reproduktionen der Leipziger Universitätsbibliothek in der Ausstellung gezeigt werden.



Links: Schlangensterne, Ernst Haeckel: Kunstformen der Natur, Tafel 10.

Rechts: Schlangensterne (*Macrophiothrix* sp.), Foto: Werner Fiedler.



Der vermutlich wenig in der Meeresfauna und -flora bewanderte Besucher der Ausstellung erhält allerdings durch den Leipziger Fotojournalisten und Unterwasserfotografen Werner Fiedler eine unerwartete Orientierungshilfe. Den Haeckel'schen Tafeln werden qualitativ hochwertige und großformatige Fotografien der Lebewesen gegenübergestellt, welche Ernst Haeckel vor über hundert Jahren festhielt. So mag er sich ein Bild von der Genauigkeit des Naturwissenschaftlers als auch von einer unbekanntenen und faszinierenden Welt machen. Eine sinnreiche Ergänzung sind die Leihgaben des Naturhistorischen Museums Schloss Bertholdsburg Schleusingen. Zahlreiche Präparate ziehen den Blick auf sich, die durch die sorgfältige Konservierung nichts von ihrer Farbigkeit, grazilen Struktur und zuweilen auch Skurrilität eingebüßt haben. Riesenmuscheln, Ringelstrahlige, Seeigel und -sterne in allen denkbaren Formen, Kraken, bizarre Krebse, Seeanemonen und echte Schwämme füllen die Vitrinen. Mein Favorit war der Diadem-Seeigel, der wie ein Knäuel harmonisch gefärbter Mikado-Stäbe anmutet. Aber auch der Keulen-Seeigel verblüffte, da er in Plauener Spitze daherkommt.



*Blick in die Ausstellung
„Schönheiten des Meeres“
im Kulturhistorischen
Museum Schloss Merseburg,
Foto: Werner Fiedler.*



So ist es der Dreiklang aus Grafiken, Fotografien und Präparaten, der den Reiz der Ausstellung ausmacht. Dem Museum ist auch ohne trockene Belehrung und panegyrisches Jubilieren mit der Ausstellung eine sehenswerte Erinnerung an einen großen Sohn der Stadt gelungen, deren Besuch sich auch über Merseburg hinaus empfiehlt.

Manfred Linck

Ausstellung „Schönheiten des Meeres – Zeichnungen von Ernst Haeckel (1834–1919) und Fotografien von Werner Fiedler, Leipzig“, geplante Ausstellungsdauer bis 23. August 2020 (bis auf weiteres bis zum 19. April 2020 geschlossen), Öffnungszeiten: Mo–So, 9–18 Uhr
Impressionen zur Ausstellung: www.saalekreis.de/meer

Kulturhistorisches Museum Schloss Merseburg, Landkreis Saalekreis, Domplatz 9, 06217 Merseburg, Telefon 03461-401318, museum.schloss.merseburg@saalekreis.de

Sehr verehrte Empfänger und Leser des „Kultur Report“,

die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat hat seit Jahrzehnten den satzungsgemäßen Auftrag, die mitteldeutsche Kultur durch finanzielle Zuwendungen und durch Veröffentlichungen zu pflegen. Das ist ihr seit 1976 durch verzinste gemeinnützige Kapitalanlagen bisher immer im Rahmen ihres selbstlosen Stiftungsauftrages gelungen.

Seit aber die Europäische Zentralbank die Kapitalanlagen auf einen Null- und teilweise auf einen Negativ-Ertrag gesenkt hat, wird es für den Mitteldeutschen Kulturrat trotz intensiver Sparsamkeit und zahlreicher Spender in den nächsten Jahren dennoch immer schwerer, die von den Autoren ehrenamtlich verfassten Beiträge zu veröffentlichen sowie Sie als Empfänger und Leser dieser kostenlosen Hefte mit vielfältigen kulturellen Beiträgen Mitteldeutschlands zu erfreuen.

Die Mitstreiter der Stiftung hoffen, dass sich der Kreis der Spender noch erweitert, um den „Kultur Report“ uneingeschränkt fortsetzen zu können.

Das Spendenkonto des Mitteldeutschen Kulturrats lautet:

DE79 370 501 98 00000 71 258

COLSDE 33 XXX

Ihre Spenden sind jährlich bei dem für Sie zuständigen Finanzamt absetzbar.

Mit besten Grüßen

Der Vorstand der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

Hinweis von der Geschäftsstelle: Rezensionen aus dem Mitteldeutschen Jahrbuch (ab Ausgabe 2018) können auf der Plattform der Bayerischen Nationalbibliothek unter dem Link <https://www.recensio.regio.net> abgerufen werden.

Impressum

Kultur Report, Heft 1•2020

Herausgeber: Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

Graurheindorfer Straße 79, 53111 Bonn

Telefon: 0228-655138

E-Mail: KR@stiftung-mkr.de

Redaktion: Dagmar Ellen Fischer

Postfach 500406, 22704 Hamburg

E-Mail: defischerhh@gmx.de

Lektorat: Dr. Susanne Mittag,

Dr. habil. Gerlinde Schlenker

Geschäftsführung: Gabriele Bohl

Sekretariat: Ulrike Alvarez

Gestaltung: Jenny Flink, Köllen Druck+Verlag GmbH

Druck: Köllen Druck+Verlag GmbH

Auflage: 1600 Exemplare

ISSN 0948-2288

Für die Beiträge sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

© bei den Autoren, Fotografen, Künstlern und Nachlassverwaltern

© für die Abbildungen siehe Bildunterschriften

Autoren in diesem Heft

Conny S. Dietrich, Kunsthistorikerin (Jena); Susanne Feldmann, Kuratorin Stadtmuseum Halle (Halle/Saale); Dr. Jutta Götzmann, Direktorin Potsdam Museum – Forum für Kunst und Geschichte (Potsdam); Juliane Hoheisel, Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur (Berlin); Dr. Marcus Andrew Hurtig, Kurator Museum der bildenden Künste (Leipzig); Dr. Stephanie Jacobs, Leiterin Deutsches Buch- und Schriftmuseum in der Deutschen Nationalbibliothek (Leipzig); Prof. Dr. Ulrike Krenzlin, Universitätsprofessorin i. R. (Berlin); Manfred Linck, Historiker (Bad Dürrenberg); PD Dr. habil. Hans-Jochen Marquardt, Germanist (Halle/Saale); Dr. Franz Nagel, Kurator Vermittlung und Museen, Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten (Rudolstadt); Dr. Jan Nicolaisen, Kurator Museum der bildenden Künste (Leipzig); Stefan Paul-Jacobs, Historiker, Kurator (Leipzig); Susanne Petri, Kuratorin Museum der bildenden Künste (Leipzig); Dr. Jeannette Stoschek, Kuratorin Museum der bildenden Künste (Leipzig); Lydia Thieme, Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur (Berlin).

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat besteht seit 1955, anfangs als gemeinnütziger Verein, seit 1976 als gemeinnützige Stiftung des privaten Rechts mit Sitz in Bonn.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

- pflegt länderübergreifend die mitteldeutsche Kultur
- unterstützt die Künste und Wissenschaften in Mitteldeutschland
- tritt mit Veröffentlichungen, Vorträgen und kulturellen Veranstaltungen an die Öffentlichkeit
- gibt heraus:
- das Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte
- den Kultur-Report mit aktuellen Themen zur mitteldeutschen Kultur.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat verfolgt als Stiftung des privaten Rechts ausschließlich gemeinnützige Zwecke.

Seit der Wiedervereinigung unterstützt sie vor allem die kulturellen Aktivitäten in Sachsen-Anhalt, Sachsen, Thüringen, Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern durch eigene Tagungen und Vorträge in den Bundesländern sowie durch Veröffentlichungen. Zur Er-



Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

forschung der DDR-Kultur schreibt die Stiftung Wissenschaftspreise aus.

Traditionen und Neuentwicklungen in den Bereichen Kultur und Geschichte aufmerksam zu verfolgen und damit zum wechselseitigen Verständnis zwischen den alten und den neuen Bundesländern beizutragen, sollte ein gesamtdeutsches Anliegen sein, um damit die innere Einheit Deutschlands zu vertiefen.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat beruht auf §29 Absatz 2 des Gesetzes zur Abwicklung der unter Sonderverwaltung stehenden Vermögen von Kreditinstituten, Versicherungsunternehmen und Bausparkassen vom 21. März 1972 (Bundesgesetzbl. I, S. 465) und §4 Ziffer 2d der Westvermögen-Zuführungsverordnung vom 23. August 1974 (Bundesgesetzbl. I, S. 2082).

Vorstand

Dr. phil. habil. Gerlinde Schlenker,
Präsidentin

Dr. phil. Jürgen Laubner,
Vizepräsident

Gabriele Bohl, Geschäftsführerin
Homepage: www.stiftung-mkr.de

Stiftungsrat

Prof. Dr. habil. Rudolf Bentzinger

Stiftungsbeirat

Maik Reichel, Vorsitzender

Geschäftsstelle

Graurheindorfer Str. 79,
53111 Bonn
Tel. 0228-655138,
E-Mail: info@stiftung-mkr.de

Vertreter der Bundesländer im Stiftungsrat

Berlin

Prof. Dr. habil. Rudolf Bentzinger

Brandenburg

Dr. Petra Dollinger

Mecklenburg-Vorpommern

Dr. Uwe Förster

Sachsen

Manfred Linck

Sachsen-Anhalt

Dr. Michael Ludscheidt

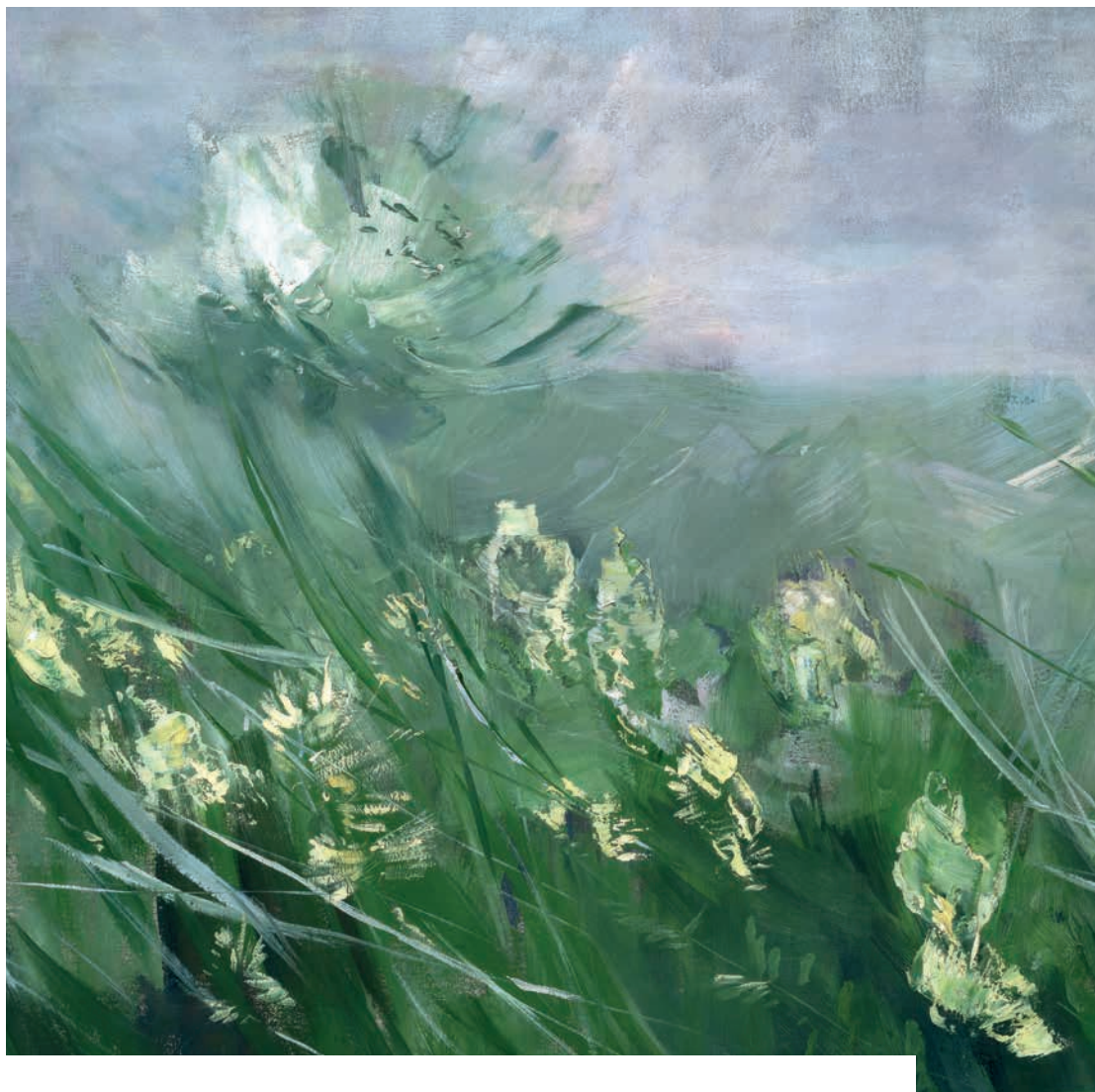
Thüringen

Harro Kieser

Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte
Herausgeber und Redaktion:

Dr. phil. habil. Gerlinde Schlenker und Harro Kieser
Bd. 27, Bonn 2020, ab sofort lieferbar





KARL HAGEMEISTER

»...DAS LICHT, DAS EWIG WECHSELT.«

8. FEBRUAR BIS 5. JULI 2020

LANDSCHAFTSMALEREI DES
DEUTSCHEN IMPRESSIONISMUS

Potsdam Museum | Am Alten Markt 9 | 14467 Potsdam | T 0331 289 68 21
www.potsdam.de/potsdam-museum



POTS DAM
MUSEUM

FORUM
FÜR KUNST UND
GESCHICHTE